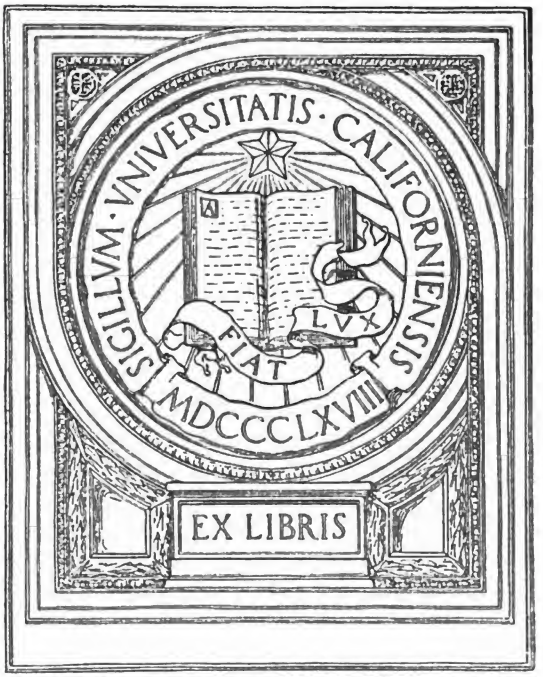
DAS HISTORIENBUCH DES JONGLEURS:...

Digitized by Google

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Google

Digitized by Google

MAJA.

Bibliothek

neuer

Originalnovellen.

Vierter Band.

Das Historienbuch des Jongleurs

von

O. L. B. Wolff.

Stuttgart,
1834.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

Das

Historienbuch des Jongleurs.

Altfranzösische Novellen.

A desenor muert a bon droit
Qui n'aime livre ne ne croit.
Roman du Renard, v. 39.

Herausgegeben

von

O. L. B. Wolff.

+ 171

Stuttgart,
1834.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

BURDACH

Digitized by Google

PQ 1302
G5 W6

Digitized by Google

Inhalt.

Das Gottesgericht 1
Der kleine Page 41
Von dem Mönch, den der heilige Petrus liebte . 149
Das verhängnißvolle Veilchen 161

Digitized by Google

Das Gottesgericht.

Digitized by Google

C'est un proverbe et commun ris
Qu'en la coutume de Lorris,
Si juste que soit la demande
Le mort,
A tort,
Et le battu paye l'amende.

(Le plaid du Renart.)

Digitized by Google

Das Gottesgericht.

„He da, holla, Meister Marcoquet; wollt Ihr uns heute Nacht ein Lager in Eurem Gasthofe gewähren, oder schickt Ihr uns in die Herberge zum hellen Stern unter dem freien Himmel? — Im Namen des gebenedeyten Sanct Julian, des Patrons der Reisenden und Fremdlinge, antwortet doch; wir klopfen und pochen nun schon seit einer guten Stunde an Euer Thor. Der Nebel auf der Seine nimmt uns fast die Luft, und wenn Ihr uns noch länger warten laßt, so laufen wir Gefahr, mit unsern Pferden im Morast der Straße Mortellerie zu versinken.“

So schrie vor der Herberge zum Stachelschwein am 16. September 1386 ein Knappe, der auf einem Packmaule ritt. Neben ihm hielt auf schwarzem Rosse ein in eine graue Kappe gehüllter Mann; dieser lenkte am Zügel den weißen Zelter einer bis an die Augen in ihren Mantel gewickelten Frau.

Digitized by Google

„Keine Antwort!“ murrte der Knappe. — „Man sollte fast glauben, der †† habe die Pariser sämmtlich geholt, denn man hört weder Kindergeschrei, noch Hühnergeschrei oder Hundegebell, und das ist immer ein sicheres Zeichen, wenn Stadt oder Dorf verlassen und öde sind. — Ha, da hebt der Hammer aus auf Saint Jacques la Boucherie. — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn .... Zehn Uhr. Da bleibt uns nichts übrig, als daß wir das Schild zu unserer lieben Frauen, oder die Herberge der eilfhundert Teufel, die die ganze Nacht nicht verschlossen wird, zu erreichen suchen.. — Nur müssen wir uns wohl hüten, nicht in den Morast der Vannerie zu versinken, wenn wir über die Planches-Mibray reiten.“

Die Reisenden wollten eben fort, als eine große Helle durch das Dunkel drang. Sechs Schaarwächter, in halb weißer, halb schwarzer Rüstung, erschienen von der Seite des Greve-Platzes her; sie trugen Pechfackeln in den Händen, deren röthliches Licht die räucherigen Balken der Herberge bestrahlte, und das ungeheure Stachelschwein, das über einer engen, wohlverwahrten Thüre ausgehauen war, deutlich zeigte. — Bald waren die Diener der Gerechtigkeit bei den Fremden angelangt; der Herr auf dem schwarzen Rosse theilte ihnen sein Anlie-

gen mit und bat, sie möchten ihn, gegen gute Belohnung, bis zu dem nächsten Wirthe geleiten.

„Braucht Euch nicht weiter zu bemühen, werther Herr," sagte der Sergeant d'Armes, der die Runde anführte, und mit dem Schwerdtgriffe stark an die Thür schlagend, rief er mit einer Te-Deumsstimme: „Holla Marcoquet! Höllengastwirth — soll man Dir es zweimal sagen, daß Du Deine Fratze zeigst. — Schnell, mach' auf, oder —"

Bei dem Klang dieser, von allen Bewohnern des Viertels St. Jean gefürchteten Stimme, that sich einige Bewegung im Innern des Hauses kund, und der Wirth, ein Fenster, mit geöltem Papier statt mit Scheiben versehen *), öffnend, zeigte sich hinter dem Eisengitter.

„Was verlangt Eure Herrlichkeit," sagte er mit höflicher Stimme, die eben nicht nach dem besten Gewissen klang.

„Meine Herrlichkeit verlangt," erwiederte der Sergeant d'Armes, daß Du diesen ehrlichen Leuten Dach und Fach gewährst. — Schämst Du Dich nicht, sie zu solcher Stunde draußen warten zu lassen, dem Angriffe von Räubern und Dieben Preis gegeben? Aber Du sollst dafür dem Prevost Rede

*) Glasfenster waren damals noch sehr selten und nur in Palästen zu finden.

Digitized by Google

stehn. — Er ist so schon sehr böse auf Dich, weil Deine Sau sich den ganzen Tag auf dem Greve-Platz herumtreibt, gleich, als hätte sie das Privilegium davor aus der Abtey St. Anton."

„Herr Ritter," entgegnete Marcoquet mit kläglicher Stimme, „glaubt nicht, daß es aus bösem Willen geschehen sey .... Es ist ja mein Nutzen, Fremde zu beherbergen. — Aber sobald Feierabend geläutet ist, laufen so viel Banditen durch die Stadt, daß ich nach dieser Zeit für Niemand den Riegel wegschiebe. — Uebrigens ist mein Haus so voll, daß ich selbst eine Ratte nicht mehr unterzubringen wüßte."

„Du wirst aber doch diesen Herrn und seine Begleitung unterbringen," sagte der Sergeant, als er bemerkte, daß der Fremde einen straffen, aus schönem irländischen Leder gemachten Geldbeutel hervorzog. — „Die Scheune ist nie so voll, daß der Besen nicht hinter dem Thor stehen könnte."

„Sag' Euch die reine Wahrheit, Messier," erwiederte kleinlaut der Wirth; „es bleibt mir nirgends Platz, als in meiner eigenen Stube, und da kann ich doch nicht Wildfremde aufnehmen, von denen ich nicht weiß, woher sie kommen, noch wohin sie ziehn."

„Wildfremde, da irrst Du," rief der Knappe, der bisher, so lange der oberste Schaarwächter redete,

ehrfurchtsvoll geschwiegen hatte .... „Wenn der dicke Nebel nicht wäre, so würdest Du mich gleich anfangs erkannt haben, Meister Marcoquet, denn ich bin Sebastian Quimbel, der eheleibliche Sohn Deines Gevatters von Pvissy.“

„Bei dem heiligen Cosmus, das ist wahr!“ erwiederte der Wirth; „die Fackeln blendeten mich so, obendrein komme ich gerade aus dem Bett; ich hätte selbst Leute nicht erkannt, die mir Geld schuldig sind. Aber jetzt erkenne ich Dich wohl, und werde Dich eben so wenig draußen lassen, als den Herrn da und seine Dame — und sollte ich ihnen auch mein und meiner Frauen Bette einräumen.“

Er öffnete ihnen nun die Thüre, so schnell als es die zahlreichen Schlösser, Riegel und Stangen, die er aufzudreh'n, wegzuschieben und abzuheben hatte, erlaubten, und ließ die Reisenden ein, deren Pferde und Saumthiere durch den Knecht in den benachbarten Stall gezogen wurden. Nachdem der fremde Herr dem Oberwächter einen Silberblank für seine Mühe gegeben hatte, wurde er nebst seiner Begleitung in ein Oberzimmer geführt, wo zwei Betten standen. — Schnell prasselte ein helles Feuer im Kamin, und bald darauf stand auch das Abendessen auf dem Tisch.

„Eure Herrlichkeiten werden verzeihen,“ sagte Marcoquet, „wenn ich Euch nur Gänseklein, Scho-

Digitized by Google

ten und Käse von Chaillot vorsetze, aber wir haben so viel Leute im Hause, daß — —

Der Fremde senkte ernst das Haupt und zeigte mit dem Finger nach der Thüre. — Der Wirth, der dieses, von mehr als einem, durch sein lästiges Geschwätz ermüdeten Gaste gebrauchte Zeichen wohl verstand, empfahl sich und begab sich nach der Küche zurück, wo er den Knappen Sebastian Quimbel vorfand, der sein Abendessen mit großem Appetit verzehrte.

„Meister Marcoquet," sagte dieser, käuend und schmatzend, „erzählt mir doch, warum gerade jetzt so viele Fremde nach Paris kommen. — Führt man neue Mysterien auf? — Ist Truppenmusterung? Oder werden vielleicht schlechte Judenseelen verbrannt?

„Wie," rief der Wirth, „hast Du nichts davon gehört, daß Morgen auf dem St. Catharinenfelde ein Zweikampf auf Leben und Tod Statt findet? ein wirkliches und wahrhaftes Gottesgericht? Wo kommst Du denn her, Du armer Schelm?" — „Von Saint Symphorin bei Poissy, wo ich seit Pfingsten im Dienst bin. Ihr könnt Euch leicht denken, daß wir in unserem kleinen Dorfe eben nicht viel Neues aus Paris zu wissen bekommen." — „Aber der Reisende, den Du begleitet hast, scheint ein vornehmer Herr zu seyn, der hätte Dir

doch etwas sagen können." — „Der," erwiederte Quimbel, mit leiser Stimme, „der, der sperrt nur das Maul auf, um zu essen, und spricht den ganzen Tag nicht. Unterwegs hat er eben so wenig ein Wort von sich gegeben, als die Ochsen, die wir von Zeit zu Zeit antrafen, und ich mußte mich noch darüber wundern, daß er plötzlich eine Zunge fand, hier vor Eurer Thüre, als der Oberwächter kam. Wißt Ihr denn aber, was die Ursache ist zu dem Gottesgericht?"

„Das kann ich Dir haarklein erzählen, lieber Junge, so gut, wie die besten Kunden in der Badstube zum heiligen Cosmus, denn von denen habe ich es gehört. Hör zu. Um Matthäi wird es ungefähr ein Jahr seyn, daß der Herr von Carouges, einer von den Rittern des Grafen von Alançon, aus Schottland zurückkam, wo er mit Erlaubniß des Grafen, seines Herrn, einen Feldzug mitgemacht hatte. Seine Frau, Marite Thibouville, eine junge und schöne Dame, hatte er auf seinem Schlosse von Capomesnil in der Bas-Normandie zurückgelassen, die ihn, wie es ihre Pflicht erforderte, empfing. Als der Abend kam, legte sich der Herr von Carouges zu Bett, und wünschte sehnlichst seine holde Gattin neben sich zu sehen. Diese aber zögerte und zögerte, so viel ihr Eheherr sie auch antreiben mochte, bis am Ende die Diener und Zofen das Zimmer

verlassen hatten. Da bekreuzigte sie sich drei Mal, warf sich weinend vor dem Bette nieder und sagte: Mein Gatte und Herr, ich werde nie wieder an Eurer Seite ruhen, denn in Eurer Abwesenheit ist mir Unglück zugestoßen. Bei diesen Worten wurde Herr von Carouges röther im Gesicht, als die scharlachenen Vorhänge seines Ehebettes, und rief, ganz ausser sich: Frau, was ist Dir zugestoßen, das Du nicht zu bekennen wagest? Bei dem Heil Deiner Seele und Deines Leibes, hast Du mir die Treue gebrochen?"

„Auf keine Weise, mein Herr," erwiederte schluchzend Marite Thibouville. „Ich schwöre es bei der heiligen Mutter Gottes. Höret und urtheilet selbst, aber bitte, seht mich nicht mit so wilden Augen an, ich bin sonst nicht im Stande, Euch das Geschehene ausführlich zu erzählen. — Als mir die Nachricht wurde, daß Ihr nicht länger zögertet, Schottland zu verlassen und zu mir zurückzukehren, brachte ich den größten Theil des Tages auf dem Thurme zu, der nach der Straße von Falaise ausschaut. Denn von dorther mußtet Ihr kommen. Ich sage Euch nicht, wie oft ich durch fremde Reisende in meiner Hoffnung getäuscht wurde. Eines Abends aber, als ich auch dort saß und sehnsüchtig in die Weite hinausblickte, fühlte ich plötzlich meine Schulter von einer fremden Hand berührt. Ich glaubte, es sey

meine schöne Cousine, Clotilde von Nevs, die mich necken wollte, und suchte sie festzuhalten, ohne mich umzusehen. Aber denkt Euch meinen Schrecken, als ich statt ihrer zarten Hand plötzlich einen eisernen Handschuh faßte. Mich überfiel eine fürchterliche Angst, denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß Ihr gestorben wäret, und nach dem Brauche unserer edeln Vorfahren in voller Rüstung zurückkehrtet, um Messen für Eure Seele anzuordnen. Tod oder lebend, ich wollte Euch doch sehen. Mit großer Anstrengung wandte ich mich um und erblickte neben mir nicht Euern Schatten, sondern einen wirklichen Ritter in völliger Rüstung, mit heruntergeschlagenem Visier, aus welchem mich ein Paar brennende Augen, wie glühende Kohlen, anstarrten."

„Schöne Dame, sagte er mit Trauerstimme, ich bin, wie der Herr von Carouges, einer von den Rittern des Grafen von Alançon, und Ihr habt mich vielleicht mitunter im Schlosse von Argentan gesehen. Ich habe nicht vor den Zinnen von Capomesnil vorbeiwollen, ohne Euch meine Huldigung darzubringen, und mich nach Nachrichten von Eurem Gatten zu erkundigen."

„Herr Ritter, erwiederte ich ganz verstört, daß er so gerades Weges zu mir gekommen war, ohne von einem Diener aufgehalten zu werden, Euer-

Besuch gereicht uns zu großer Ehre, aber wenn Ihr eine lange Reise gemacht habt, so wird es Euch wohl thun, sowohl für Euch, als Euer Roß einige Erfrischungen anzunehmen."

„Großen Dank, schöne Dame, sagte er, ich kann mich nur einen Augenblick aufhalten, denn ich muß noch vor Nacht auf dem Schlosse von Argentan seyn. Es sind jetzt viele große und vornehme Herren dort, und Feste folgen auf Feste. Ihr könntet Euch da ein wenig erheitern in Abwesenheit des Herrn von Carouges, gewiß, Ihr wäret die Schönste unter Allen dort."

„Bei diesen Worten öffnete er halb seinen Helm, näherte sich mir und küßte mir die Hand so heftig, daß mir zu Muthe war, als brenne mich einer mit glühenden Eisen. Er sprach noch Allerlei, was ich nicht verstand, und da ich sahe, daß er schlechte Absichten hege, so wollte ich mich aus dem einsamen Thurm entfernen, unter dem Vorwande, Licht bringen zu lassen, weil es schon ganz dunkel war. Aber der Verräther drang plötzlich auf mich ein, warf mich zu Boden, und —"

„Genug, Frau, rief der Herr Carouges, ausser sich vor Wuth. Nenne mir den Namen des Schurken. Wenn sich die Sache so verhält, wie Du sagst, so verzeihe ich Dir, aber er muß sterben."

„Ich habe ihn nur einen Augenblick und des

Digitized by Google

Abends gesehen, erwiederte Marie. Denn sobald er mir die Schmach zugefügt hatte, eilte er fort und sperrte mich im Thurme ein. Niemand hörte mein Geschrei, und erst lange nachher wurde ich befreit. Unter Tausenden würde ich ihn indeß wieder erkennen als den Ritter, den Du mir einst zu Falaise zeigtest, wie ihm gerade die goldenen Sporen angelegt wurden."

„Jacques Legris, rief der Herr von Carouges. — Derselbe."

„Jacques Legris, wiederholte der Herr von Carouges. Es ist ihm also nicht genug, mich durch seine Verläumdungen bei meinem Herrn in Ungnade gebracht zu haben. Ja, das Wort ist gesprochen, er muß sterben."

„Unter solchen Reden vergieng die Nacht. Die Dame behauptete und betheuerte immer, was sie gesagt hatte. Am folgenden Morgen sandte der Herr von Carouges Briefe an seine Verwandten und Freunde. Sie versammelten sich sämmtlich in dem großen Saal des Schlosses und der Fall wurde ihnen klar und ausführlich vorgetragen. Man beschloß, die Sache dem Grafen von Alançon als Gerichtsherrn vorzulegen. Dieser wollte anfänglich nichts davon wissen, da er den Jacques Legris, seinen Stallmeister, liebte und beschützte und dieser laut erklärte, er sey vollkommen unschuldig. Die

Digitized by Google

Klage wurde also zugelassen und es erfolgte ein langer Prozeß. Vor dem Richterstuhl des Grafen erschien die Dame mit allen ihren Verwandten, und beschuldigte öffentlich Jacques Legris, der jedoch bei dem Läugnen verharrte. Er behauptete, am Tage der That, zwei Stunden ausgenommen, den ganzen Tag um den Grafen, seinen Herrn, gewesen zu seyn, und daß es unmöglich wäre, in so kurzer Zeit von Argentan nach Capomesnil hin- und zurückzureiten."

„Hierauf erwiederte der Herr von Carouges, daß man sich in den Stunden irren könne, und berief sich auf das Zeugniß seiner Frau, die fest bei ihrer Aussage blieb. Dem Grafen war die ganze Sache sehr unangenehm, er meinte, die Dame habe wohl einen bösen Traum gehabt und befahl, den ganzen Streit niederzuschlagen. Damit war nun aber der Herr von Carouges nicht zufrieden. Er wandte sich daher an das Parlament und verklagte von Neuem Jacques Legris. Nun wurde die Sache weitläufig und förmlich untersucht. Da man aber wieder keinen gültigen Beweis gegen den Beklagten führen konnte, so blieb nichts anders übrig, als ein Zweikampf auf Leben und Tod, als Gottesgericht. Der Herr von Carouges warf den Handschuh hin, den Jacques Legris aufnahm, wogegen er den seinen

hinwarf, der wiederum vom Herrn von Carouges aufgehoben wurde."

„Da nun der Hof des Parlamentes ausgesprochen hatte, daß das Gottesgericht gelten solle, so ist die Waffenprobe erlaubt und zugelassen worden, wohl verstanden, daß die Kämpfer sich rechtfertigten mit gleicher Stärke des Leibes und gleichen Waffen. Es ist ihnen eine Frist von vierzig Tagen verstattet. Während der zwanzig ersten hat man sie ihren Freunden anvertraut. Diese hatten gleichfalls Bürgschaft geleistet, sie zu rechter Zeit und am rechten Orte zu stellen, ausgenommen in den drei Fällen rechtlicher Abwesenheit, nämlich Gefangenschaft durch Feinde des Staates, schwere Krankheit oder Tod."

„Diese gedachten zwanzig Tage hindurch sind sie nun täglich ermahnt worden, das Heil ihrer Seele zu bedenken und sich nicht um ungerechter Sache willen in Gefahr zu stürzen; sie beharrten aber beständig bei ihrer Aussage. In den andern zwanzig Tagen, die morgen endigen, hat man die Kämpfer in festes Gewahrsam im Louvre gebracht, und sie dort fortwährend durch fromme Priester und hochgelahrte Geistliche ermahnen lassen, die ihnen in das Gedächtniß riefen, daß die Rache allein Gottes sey, und sich bemühten, sie dahin zu bringen, daß der Eine oder der Andere seinen Haß oder seine Schuld bekenne, damit es in Güte bei-

Digitized by Google

gelegt werden könnte. — Sie sind aber hartnäckig bei ihrer ersten Aussage geblieben, so daß sie morgen auf Tod und Leben mit einander kämpfen werden. — Was nun auch daraus werde, diese Begebenheit zieht gar viele Leute aus der Provinz, wie aus der Fremde, nach Paris. Sogar König Carl, unser Herr, der mit seinen Baronen in einem flandrischen Hafen verweilte, in der Absicht, über Meer zu schiffen, um die Hunde von Engländern zu bekriegen, hat melden lassen, daß er bei dem Gefechte zugegen seyn wolle. — Deßhalb ist er denn mit den Herzogen von Berry, Burgund und Bourbon, die gleichen Wunsch hegen, gestern hier angekommen. — Ebenso hat sich auch der Graf von Alançon eingefunden, der sehr böse zu sprechen ist auf den Herrn von Carouges, so daß er ihn wohl schon würde haben ermorden lassen, wenn die Sache nicht vor dem Parlamente anhängig wäre. — Auch fürchte ich, behält der Herr von Carouges die Oberhand, so wird es ihm doch wenig helfen, sammt seinen Bürgen und Verwandten, denn besagter Graf ist ganz der Mann dazu, sein Wort zu lösen und sie auszurotten mit Stiel und Stumpf, bis auf den letzten Mann, die ganze Sippschaft."

„Vom Drohen sterben die Mäuse," fiel Sebastian Quimbel ein. — „Aber was meint denn das Volk

in Paris zu der ganzen Sache, die eben nicht sehr klar zu seyn scheint?"

„Meiner Treu," erwiederte der Wirth, es ist keine Kleinigkeit, zu entscheiden, ob ein Weib, vornehm oder nicht vornehm, einen Christen ohne andere Beweise dermaßen anklagen kann. Denn ich weiß, daß eine Frau selten zugelassen wird als Zeuge, wenn sie keine anderen Proben und Beweise beibringen kann. Wer kann wissen, ob es sich wirklich so verhält, und ob sie ihn nicht vielleicht aus verschmähter Liebe anklagt? Viele Leute meinen, es sey gar nicht Jacques Legris gewesen, sondern der Teufel, der seine Gestalt angenommen hätte, um die Frau zu einer Todsünde zu verleiten. Wieder giebt es andere, die da glauben, daß Jacques Legris frisch weg Alles läugne, weil er schon gebeichtet und die Absolution erhalten habe; kurz, beinahe Jeder hat seine eigene Meinung darüber." „Ich kann mir aber doch nicht denken," sagte Sebastian, „daß eine Frau sich selbst in bösen Leumund bringen werde, um verschmähte Liebe zu rächen."

„Rache macht den Frauen besonderes Vergnügen," antwortete Marcoquet, „wie man das noch aus der Geschichte der Frau Potiphar weiß. Was übrigens die Frau von Carouges betrifft, so spielt sie ein gewagtes Spiel, da sie nach dem Urtheil verbrannt wird, wenn der Streit wider sie ausschlägt, und

ihr Kämpfer gehangen, lebend oder todt. Kurz, wir werden morgen den Ausgang erfahren, und Du kannst ihn mit eigenen Augen sehen. Denn deßwegen bist Du doch gewiß mit Deinem Reisenden hergekommen."

„Das kann ich Dir so recht nicht sagen," erwiederte Sebastian, „denn ich kenne und bediene ihn erst seit zwei Tagen. Der Herr von Coulibeuf, mein Dienstherr, bei dem er abgestiegen war, hat mir aufgetragen, ihn nach Paris zu begleiten, weil sein eigener Knappe unterwegs dergestalt von einem Pferde geschlagen wurde, daß er nicht weiter konnte. Auf der ganzen Reise haben Beide kein sterbendes Wörtchen mit mir gesprochen, und ich denke mir, es sind Pilger, die irgend ein Gelübde bindet, denn wenn so vornehme Leute in einem Gasthofe bleiben, so ist das ein Beweis, daß sie sich versteckt halten wollen. Uebrigens kann ich Dir sagen, daß er kein Knicker ist, und daß das Stachelschwein gute Kunden an ihnen haben wird."

„Das soll Dir nicht unvergolten bleiben, lieber Sohn, dafür wirst Du gut essen und trinken und in einem Bette schlafen, wie es sich ein Domherr nicht besser wünschen kann. Heute Nacht mußt Du aber noch auf dem Heuboden vorlieb nehmen, denn ich weiß Dich wahrhaftig sonst nicht unterzubringen."

Digitized by Google

Nach diesen Worten trennten sie sich und Jeder suchte sein Lager auf. Kaum war aber der Tag angebrochen, als auch schon das Pfeifchen des Reisenden ertönte und den Wirth zu sich beschied. Dieser wunderte sich sehr, den Reisenden und seine Gefährtin schon auf zu finden, noch mehr aber, als er vernahm, daß derselbe seine Rechnung verlangte und befahl, die Pferde vorzuführen. Meister Marcoquet wurde zur völligen Zufriedenheit bezahlt und ihm verboten, Sebastian zu wecken, der ruhig auf dem Heuboden schlief. Die Fremden ritten darauf fort und der Wirth sahe ihnen traurig nach; denn seine Hoffnung, viel an ihnen zu verdienen, war durch ihre plötzliche Abreise in's Wasser gefallen. Doch tröstete er sich bald, da von allen Seiten Fremde herbeiströmten, um dem Kampfe beizuwohnen, weßhalb es auch dem Stachelschwein nicht an Gästen fehlte.

So kam der Mittag heran. Freund Marcoquet, selbst nicht wenig neugierig, machte sich, nachdem er sein Hauswesen bestellt, mit Sebastian, der unterdessen ausgeschlafen und gefrühstückt hatte, auf den Weg zum St. Catharinenfelde. In allen Straßen war ein großer Andrang des Volkes, und sie gelangten, nicht ohne manchen Stoß und Puff ausgetheilt und empfangen zu haben, an die Schranken des Kampfplatzes.

Digitized by Google

Nach der alten Verordnung Philipps des Schönen war dieser Platz so gelegen, daß jeder Kämpfer seinen Theil Sonne hatte. Eine feste Hecke von Eichenpfählen und Rohrgeflecht zog sich um denselben dergestalt herum, daß kein Thier weder drüber noch drunter weg hinein konnte. Das Ganze war 40 Schritte breit und 80 lang, auf festem und ebenem Boden platt und gleich, wie die Dreschflur einer Scheune. Um die erste Hecke zog sich in einiger Entfernung noch eine zweite, innerhalb welcher die Bogenschützen des Grand-Prevost und die Wachen des Mareschal du Champ aufgestellt waren. Wappenkönige, Herolde und poursuivants d'armes hielten sich an den Eingängen auf mit ihren Wappenröcken bekleidet. Rund herum waren erhöhte, mit schönen Teppichen behängte Sitze für den König Carl und die vornehmsten Edelleute und Edelfrauen. Diese letzteren waren gar schön anzusehen mit ihren farbigen Kleidern, roth und weiß, gelb und schwarz und so weiter, getheilt, je nach den Farben ihres ehelichen Wappens; die meisten trugen gescheiteltes Haar, das hinten zusammenfiel, und darauf die spitze Haube, hanin genannt, hoch wie eine Pyramide und mit silbernen Kanten besetzt, von denen ein langer Schleier herabflatterte, wie der Wimpel eines Schiffes. Diese Mode hatte schon oft den Zorn und Tadel der Prediger erregt,

war aber nur auf kurze Zeit verschwunden, um desto glänzender wieder zu erscheinen.

In dem Felde selbst, drei Schritte von den Schranken, lag auf einem mit Silbergewand bedecktem Tische nach Osten zu ein elfenbeinernes Crucifix und ein Missale, das gerade bei dem Te igitur aufgeschlagen war. Vor demselben kniete, eifrig betend, ein Franciskaner Mönch. An jedem Ende des Feldes sah man ein Zelt für die Kämpfer, um sich darin zu rüsten und zu erfrischen. Dieses Alles war aber dem Volke nicht so auffällig, als Folgendes:

Gerade unter dem Gerüste des Königs lag und schlief auf frischem Stroh ein rothgekleideter, mit einer rothen Mütze bedeckter Mann. Dieser trug eiserne Kniebänder und hatte einen Strick als Gürtel um den Leib, von dem ein kupferner Löffel mit langem Stiel und ein zweischneidiger Dolch herabhieng. Sein halb nackter Arm ruhte auf dem Griffe eines blanken, fast sechs Fuß langen und vier Finger breiten Schwerdtes.

„Gevatter," fragte neugierig Sebastian, „wer ist denn der in Scharlach gekleidete Herr, der da so unbekümmert schläft, wie ein Richter in der Sitzung?" — „Ein guter Kunde für die Raben," antwortete der Wirth. „Ich wünsche Dir solch einen Kaplan nicht zur Seite in Deinen letzten An-

Digitized by Google

genblicken, um das Amen zu Deinem: in manus zu sagen. Es ist der Henker." — „Meiner Treue," entgegnete Sebastian, „er sieht eben nicht darnach aus, als habe er Lust, selbst bald dahin zu gehen, wohin er so viele schickt. Er ist so dick und fett wie ein Schöffe." — „Das kömmt daher," versetzte der Wirth, „weil er so gute Privilegien hat. Von allen Lebensmitteln, die über den petit pont kommen, wird ihm sein Theil, aber er darf sie nicht anders anrühren, als mit dem langen Löffel. Das besagt seine Bestallung, die der Kanzler unter den Tisch wirft, nachdem er sie besiegelt hat. Auch fallen ihm alle Kleidungsstücke der Hingerichteten, vom Gürtel herab, zu und er muß heute die Rüstung des Besiegten an dem Galgen von Montfaucon aufhängen, nachdem er denselben bei den Füßen vom Kampfplatz geschleift hat.

Die Glocke von Sainte Catharine-du-vale-des-écoliers hatte schon längst Mittag geschlagen, und es zeigte sich noch immer Niemand auf dem Kampfplatze. Unter den Anwesenden erhob sich daher ein lautes Gemurre, denn das Volk von Paris war damals sehr übermüthig und machte sich eben so wenig aus den vornehmen Herren, als sich diese wieder aus ihm machten.

„Meiner Treu', ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, warum sich der Kampf so verzögert," sagte

der Wirth, „dem die Zeit schon zu lang wurde. Es entspann sich jetzt folgendes Gespräch zwischen ihm und den Umstehenden.

Ein Fleischer.

„Will es Euch umsonst sagen, Gevatter, man wartet auf den König, unsern Herrn, und eh' der nicht kommt, können sie nicht anfangen. Ich glaube aber, er wird auf sich warten lassen. Uebrigens liegt es gewiß nicht an ihm, denn alles Neue ist ihm willkommen, die Königin Isabeau hält ihn wohl noch auf."

Ein Krämer.

„Oder auch sein schöner Onkel von Burgund, denn diese salzigen Burgunder, die befehlen jetzt hier in Allem, sogar den Wetterfahnen von Saint Paul. Es ist wirklich Schade, daß das weiße Kreuz dem Andreaskreuz weichen muß."

Ein Lohgerber.

„Ich gebe für alle beide nicht einmal die Hörner von einem schlechten Ochsen, so viel sehe ich aber klar, der Wind mag nun von Orleans oder Burgund her wehen, wir verlieren nichts desto weniger unsere Privilegien, und ein Frohnpflichtiger Bauer wird bald besser daran seyn, als ein Syndikus von den Gewerken."

Der Fleischer.

„Ja, der König Carl will es nun einmal nicht besser."

Digitized by Google

Eine Alte.

„Ihr guten Leute, nehmt Euch in Acht, daß Euch der Prevost nicht hört, da könntet Ihr bald den Raben Gesichter schneiden von einem Galgen herab. Aber das ist es nicht, der Kampf wird wohl nicht anfangen, weil einer der beiden Kämpfer entsagt hat, vielleicht gar alle beide. Denn die Leute sind nicht mehr so tapfer, wie zu den Zeiten des guten Connetable. Damals kamen die Kämpfer ohne andere Rüstung als das Hemde ihrer Dame. Heutzutage sind sie eingepanzert und eingeschuppt, wie Krebse von Metz."

Der Fleischer.

„Ja, ja, Mutter, geheiltes Uebel und gestorbene Leute sind bald vergessen. Wenn man Euch hört, sollte man glauben, damals wäre der Kohl schon gekocht gewachsen, und die Kühe hätten derzeit so viel Milch gegeben, daß man sie hätte in den Teich melken müssen und die Sahne mit Kähnen abschöpfen. Ich will darum nicht die Gegenwart vertheidigen. Denn wer jetzt nicht Katzen und Hunde fressen muß, kann sich glücklich schätzen, Gott besser's ... Wie heißt es doch im Liede?

Man sieht nur Hirten ohne Heerde hier,
Studenten ohne Schuh', und Priester ohn' Brevier.
Thurmlose Schlösser, Scheunen ohne Heu,
Zimmer ohne Betten, Ställe ohne Streu.

und so weiter. Wir wissen Alle noch recht gut, was es uns gekostet hat, als König Carl von Flandern mit seinen Baronen zurückkam, da gab es wieder neue Auflagen.

Der Krämer.

„Und unsere bürgerlichen Räthe wurden abgesetzt.“

Der Wirth.

„Und der Achte vom geschenkten Wein wurde zum Vierten.“

Der Lohgerber.

„Und unsere Ketten wurden uns genommen, so daß wir uns nicht einmal gegen eine Heerde Schaafe in den Straßen wehren konnten. Aber nun ist der Winter vor der Thür; da werden wir wohl wieder rufen hören auf den Märkten und in den Straßen: Ach, ich sterbe vor Kälte, ach, ich verhungere; da werden uns wohl wieder die Wölfe von Vanvres und Gentilly jede Nacht besuchen.“

Der Fleischer.

„Geduld, Gevatter, Geduld geht über Wissen. Wer sein Holz grün anbrennt, der kann's vor Rauch nicht aushalten, und wer sein Brod zu heiß ißt, der muß daran ersticken. Ich könnte Euch auch mit einem Liede antworten:

Nimm die Zeit, wie sie sich bringt,
Denn Fortuna ist beschwingt,

Digitized by Google

Morgen fort, was heut geschont,
Jeder Monat hat Neumond.
Hast Du's nicht vergessen schon,
So bedenke, lieber Sohn,
Nimm die Zeit, wie sie sich bringt,
Denn Fortuna ist beschwingt.

Wir wollen sehen, wer die Oberhand behält, der von Burgund, oder der von Orleans."

Der Gerber.

„Ich hab's Euch ja schon gesagt, Gevatter; ich gebe für alle Beide nicht die Hörner von einem schlechten Ochsen. Der Eine betrügt den Andern, wie Blinde, die in Gesellschaft betteln, aber wenn's darauf ankommt, das Volk zu prellen, da verstehen sie sich wie Diebe auf der Messe. Ich wollte, daß sich Einer den Hals bräche, indem er den Andern in's Paradies brächte."

Die Alte.

„Guten Leute, guten Leute, denkt an die Bastille St. Anton. — Da sind schöne eiserne Käfige, vor wo Einem Essen und Trinken mit einer Ofengabel zugereicht wird. Mir däucht, Ihr solltet Euch die Zunge mit beiden Händen festhalten, denn es könnte sonst leicht Rath werden, daß man Euch dort zu solcher Kost einsperrte. Es fehlt hier nicht an Spionen und Angebern."

Der Lohgerber wollte ihr eben eine ziemlich grobe Antwort zukommen lassen, als Trompetenklang und

Digitized by Google

Trommelwirbel die Ankunft des Königs Carl verkündigte. Dieser grüßte das Volk ziemlich nachläßig und nahm seinen Platz auf dem Gerüste ein, von den Prinzen von Geblüt und den hohen Thronbeamten umgeben, was sehr schön anzusehen war. Der gute Herr biß tapfer in einen großen Apfel, denn er war von Gemüth sehr heiter, beinahe kindisch. Als ihm der Herzog von Burgund jedoch die Unschicklichkeit vorstellte, steckte er ihn in seine Almosentasche von irländischem Leder. Doch konnte er nicht umhin, ihn von Zeit zu Zeit wieder herauszuholen und ein herzhaftes Stück davon abzubeißen, wobei er jedesmal seinen langen Aermel von blauem Sammt vorhielt, damit es die Anwesenden nicht gewahrten.

Einige aus dem Volke riefen jetzt: „Noël! Noël! Montjoye! Saint Denis;“ aber Andere schrien aus vollem Halse: „Saint Georges! es lebe Burgund!“ dadurch entstand Stoßen und Gedränge unter der Menge, aber die Schaarwächter, die ohne Ansehen der Person Stöße und Püffe austheilten, brachten die Ueberlauten bald zur Ruhe. Am Meisten trug jedoch Folgendes dazu bei:

An der Schranke nach Osten zeigte sich jetzt ein Ritter in voller Rüstung mit geschlossenem Helm, worauf ein goldener Leopard als Sturz; in der Hand trug er ein kleines Banner mit Johannes

dem Evangelisten; zu seiner Rechten hielt sich ein Knappe, der Lanze und Schild trug; zur Linken war der Pfandbürge, ebenfalls von Kopf bis zu Fuß gewappnet, mit geschlossenem Helm, des Ritters Pferd war ganz und gar bekleidet mit Damast, getheilt nach den Farben seines Herrn, überall mit Gold durchstickt; der Sattel war von karmoisinrothem Sammt nach deutscher Art. Es folgten ihnen zwei Sergeants d'armes und zwölf Bogenschützen des Mareschal du champ.

An der Schranke nach Westen erschien zu gleicher Zeit ein eben so gerüsteter und begleiteter Ritter. In der Hand trug er ein Fähnlein, auf welchem St. Jacobus major zu sehen war; sein Roß war in Büffelleder nach seinen Farben gekleidet.

Zwischen den beiden Hecken und dem königlichen Gerüste zeigte sich jetzt auf schwarzem Wagen eine in tiefe Trauer gekleidete, dichtverschleierte Dame, die einen Strick um den Hals trug.

Alsbald ritt auf Befehl des Mareschal du champ Mont-Joye der Wappenkönig in die Schranken, hob die Hand auf und rief:

„Hört! hört! hört! Ihr Herrn, Ritter, Knappen und Volk, was unser guter Herr, der König von Frankreich, Euch befiehlt und verbietet, bei Verlust Eures Lebens, Eurer Habe und Eures Gutes."

„Niemand soll bewaffnet seyn, nicht Schwerdt,

noch Dolch oder Harnisch tragen, wer es auch sey, ausser den Wächtern des Platzes und denjenigen, welchen es der König, unser Herr, ausdrücklich erlaubt hat."

„Ferner befiehlt und verbietet unser Herr, der König, daß Niemand, wer es auch sey, vor den Schranken zu Pferde oder auf angespanntem Wagen halte; sind es Herrn, so sollen sie das Pferd, sind es Diener oder Leute aus dem Volk, so sollen sie ein Ohr verlieren. — Diejenigen, welche die Kämpfer bis an die Schranken geleiten, sind verpflichtet, ihre Pferde, bei gemeldeter Strafe, sogleich zurückzusenden."

„Ferner befiehlt der König, unser Herr, Allen, weß Standes sie auch seyen, sich zu setzen auf Gerüsten, Bänken, Tonnen oder Wagen, damit ein Jeglicher die Kämpfer deutlich, bequem und ungestört sehen könne. Bei Strafe, die Hand zu verlieren."

„Endlich befiehlt und verbietet der König, unser Herr, daß Niemand rede, schreie, huste, oder irgend ein Zeichen von sich gebe, bei Strafe des Verlustes von Leben und Gut."

Darauf empfieng der Mareschal du champ die Befehle des Königs und ließ ausrufen:

„Der Kläger komme mit seinem Bürgen!"

Auf diese Worte kam von der Schranke nach

Digitized by Google

Osten der Ritter mit dem Leoparden und stellte sich dem Marschall vor, welcher nun selbst fragte:

„Wer seyd Ihr?“

„Jean de Carouges,“ erwiederte der Ritter.

„Was wollt und verlangt Ihr?“

„Ich will am heutigen Tage meine Herausforderung des Jacques Legris im Kampfe lösen.“

„Wer ist der Ritter neben Euch?“

„Der Baron von Ners, mein Bürge, der mich am heutigen Tage leiten wird.“

Nach diesen Fragen und Antworten näherte sich der Marschall und öffnete selbst den Helm des Ritters von Carouges, den jetzt alle Welt sah, so bleich wie die steinernen Ritterbilder auf den Gräbern der Abtey St. Denis. — Eben so geschah es durch einen Pour suivant d'armes dem Bürgen; kaum war aber dessen Helm geöffnet, als Sebastian dem Wirthe zurief:

„Ey! das ist er!“

„Wer?“ fragte Marcoquet.

„Nun, der Reisende von heute Nacht; mein Herr seit zwei Tagen.“

„Bei'm heiligen Maclou, Du sprichst wahr,“ erwiederte jener. — Wahrscheinlich hat er sich mit der Dame, seiner Cousine, in meinem Hause versteckt und verborgen, um nicht entdeckt und von den Leuten des Grafen von Alançon umgebracht zu

werden. — Aber still, ich habe meine Ohren zu lieb, so wie Du die Deinigen. Laß uns lieber sehen und hören, was der Wappenkönig thut.“ Der Wappenkönig aber rief: „der Angeklagte komme.“

Von der Schranke nach Westen kam der obenbeschriebene Ritter und stellte sich dem Marschall vor.

„Wer seyd Ihr?“

„Jacques Legris.“

„Was wollt und verlangt Ihr?“

„Ich will am heutigen Tage mich der Herausforderung des Jean de Carouges stellen.“

„Wer ist der Ritter neben Euch?“

„Der Sire Ambroise de Lore, mein Bürge, der mich am heutigen Tage leiten wird.“

Dem Jacques Legris wurde nun ebenfalls der Helm geöffnet, was alle Frauen und Fräulein sehr gerne sahen, denn er war ein junger und schöner Ritter.

In diesem Augenblick näherte sich der Herr von Carouges zu Pferde der Hecke und sagte zu der Dame, welche auf dem schwarzen Wagen betend kniete; „Dame von Carouges, auf Eure Anklage und Aussage wage ich heute mein Leben und meine Seele. Sagt noch einmal, ob die Sache recht und gerecht sey.“

Digitized by Google

„Mein Herr und Gemahl," erwiederte die Dame mit zitternder und leiser Stimme, so daß man sie kaum zwei Schritte davon hören konnte. „Wohl ist dem so, kämpfet getrost. Denn Eure Sache ist recht und gerecht." Bei diesen Worten ergriff der Ritter ihre Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Dann kreuzigte er sich, wandte sich zu dem Könige und sagte:

„Mächtiger und hoher Fürst und Herr! Sehet hier vor Euch Jean de Carouges, der sich vor Euch zeigt, bewaffnet und beritten, wie es einem Edelmanne ziemt, um zu kämpfen mit Jacques Legris, dem falschen Verräther. Deß nehme ich zu Zeugen unsern Heiland, unsere liebe Frau und den heiligen Georg, den tapfern Ritter. Ich stelle mich dem zu Folge am heutigen Tage, um meine Pflicht zu erfüllen, und bitte den Marschall du Camp, daß er mir mein Theil Sonne und Wind, und Alles, was in solchem Falle nützlich und nothwendig ist, zukommen lasse. Sobald dieses geschehen, werde ich meine Pflicht erfüllen mit der Hülfe Gottes, unserer lieben Frauen und des heiligen Georg."

Eine gleiche Formel sprach Jacque Legris, und der Wappenkönig rief zum zweitenmale. Dann führte man die beiden Kämpfer an den Tisch, auf dem das Crucifix und das Missale lagen. Sie knieten beide nieder und der Franciskanermönch,

sagte: „Ihr Ritter, sehet hier das wirkliche Bild unseres Herrn und Heilandes, der für uns am Kreuze gestorben ist. Betet zu ihm und flehet ihn an, daß er Euch helfe nach Eurem Rechte, denn er allein ist oberster Richter. Bedenket den Eid, den Ihr leisten wollt; denn Ihr bringet sonst Seele und Leib in große Gefahr."

Als die beiden Kämpfer nichts antworteten, so trat der Marschall zum Herrn von Carouges, legte dessen Rechte auf das Crucifix und die Linke auf das Missale, und ließ ihn Wort für Wort Folgendes nachsprechen:

„Ich, Jean de Carouges, Kläger, schwöre bei diesem wahren Bilde unsers Herrn und Heilandes, bei dem heiligen Evangelium und bei dem Glauben eines getauften Christen, daß ich eine gute, gerechte und heilige Sache führe in diesem Kampfe gegen Jacque Legris, den falschen und meineidigen Verräther, und das will ich ihm heute im offenen Kampfe beweisen mit Gottes, unserer lieben Frauen und des heiligen Georgs Hülfe."

Jacque Legris wiederholte ebenfalls folgenden Eid, den ihm der Marschall vorsagte:

Ich, Jacque Legris, Beklagter, schwöre bei diesem wahren Bilde unseres Herrn und Heilandes, bei dem heiligen Evangelium und bei dem Glauben eines getauften Christen, daß ich eine gute, gerechte

Digitized by Google

und heilige Sache führe in diesem Kampfe gegen Jean de Carouges, der mich fälschlicher Weise als einen meineidigen Verräther angeklagt hat, was er selber ist, und das will ich ihm beweisen mit Gottes, unserer lieben Frauen und des heiligen Georgs Hülfe."

Darauf sagte der Marschall zu Jean de Carouges: „Wollt Ihr auch noch den dritten Eid schwören?" Jean de Carouges erwiederte: „ich will es." Der Marschall sagte darauf zu Jacque Legris: „Wollt Ihr schwören?" Jacque Legris erwiederte: „ich will es."

Nun rief Mont-Joye, der Wappenkönig: „hört, hört, hört, den dritten Schwur!"

Der Herr von Carouges sagte: „Ich, Kläger, schwöre bei diesem wirklichen Bilde unseres Heilandes, bei dem heiligen Evangelium, bei der gebenedeiten Taufe, bei den höchsten Freuden des Paradieses, denen ich entsage zur Strafe des Meineides, bei meiner Seele, bei meiner Ehre und Leben, daß ich eine gute und gerechte Sache führe gegen den falschen Verräther, den ich hier vor mir sehe. Um dieses redlich zu thun, habe ich weder an mir noch auf meinem Pferde Zauberwaffen, Talismane, Sprüche, Kräuter oder Steine, kurz nichts, was auf unrechte Weise meinem Gegner schaden könnte. Ich nehme meine Zuflucht nur zu Gott und mei-

nem guten Recht, durch meinen Körper, meine Waffen und mein Pferd. Darauf küsse ich das heilige Kreuz und das gesegnete Evangelium und schweige.“

Dieselben Worte wiederholte Jacque Legris. Darauf legte der Marschall seine Hand in die des Herrn von Carouges und ließ diesen sagen:

„O Du Jacque Legris, den ich an der rechten Hand halte, bei den Eiden, die ich geleistet habe, die Sache, um derentwillen ich Dich anfechte, ist gerecht und wahr, und Du hast keinen Grund, mit mir zu fechten. Deß rufe ich Gott zu Zeugen und den heiligen Ritter Georg.“

Jacque Legris sagte: „O Du Jean de Carouges, den ich an der rechten Hand halte, bei den Eiden, die ich geleistet habe, die Sache, um derentwillen Du mich anfechtest, ist falsch und schlecht. Deßhalb vertheidige ich mich, und werde Dich bekämpfen nach meinen Kräften; Gott und den heiligen Georg rufe ich zu Zeugen.“

Jacque Legris schwur diesen Eid mit fester und sicherer Stimme, während der Herr von Carouges der am ganzen Leibe zitterte, ihn nur stammelnd und unsicher sprach.

„Gevatter,“ sagte Sebastian zu dem Wirthe, aber so leise, daß er es kaum selbst hörte, „ich glaube, der Herr von Carouges thäte auch lieber etwas Anderes, als hier zu fechten. Denn der arme

Digitized by Google

Mann zittert und klappert, wie eine trockene Erbse in der Schote.“ „Darum kann man noch nicht sagen, daß er furchtsam oder feige sey,“ erwiederte der Wirth, „denn er soll ein tapferer und muthiger Ritter seyn. Aber Einige behaupten, er habe sich in Schottland das Fieber geholt, da ist es wohl möglich, daß er jetzt einen Anfall hat.“ „Da müßte man doch den Kampf aufschieben,“ meinte Sebastian. „Ich habe immer sagen hören,“ antwortete der Wirth, „daß nur drei Fälle das vermögen, Aussatz, fallende Sucht, oder Wahnsinn. Uebrigens müssen die Kämpfer in Allem gleich seyn. Vielleicht ist aber der arme Mann bald von allen Uebeln geheilt, denn dort kommt er schon zu Pferde aus seinem Zelt.“

„Was thut aber unser Reisender vor dem Balkon des Königs?“ fragte Sebastian. „Haha, er sagt, daß er den Kämpfer gestellt habe, für den er bürgte und verlangt seine Bürgschaft zurück. Heilige Jungfrau, da halten ihn die Sergeants d'armes fest! Er wird wohl nicht eher los kommen, bis er brav bezahlt hat, nach dem Sprüchwort: Wer bürgt, bezahlt. Doch sie lassen ihn schon los und die Schranken werden geschlossen. Die Kämpfer haben jetzt freies Feld.“

So verhielt es sich auch wirklich, die Kampfrichter waren schon aufgestellt, die Kämpfer erschienen zu Pferde, ihre Lanzen in den Händen schwingend,

Digitized by Google

als wäre es nur Kinderspiel. Sie wandten zu Zeiten das Haupt, Jacque Legris nach dem Balkon, auf dem die Damen saßen, unter welchen sich, wie man meinte, die Geliebte seines Herzens befand. Der Herr von Carouges nach dem schwarzen Wagen, auf dem seine Gattin betend kniete.

Der Marschall empfieng jetzt die Befehle des Königs, nahm seinen Stab in die Rechte, schwang ihn und rief zu dreien Malen: „Lasset frei!“ Dann warf er seinen Handschuh so weit wie möglich auf den Kampfplatz.

Alsbald sprengten die Kämpfer, die sich einander gegenüber aufgestellt hatten, mit eingelegter Lanze auf einander zu, aber sie prallten von einander ab, und thaten sich eben keinen großen Schaden. Es herrschte jetzt eine Stille auf den Gerüsten und unter dem Volk, daß man hätte die Schritte der Pferde zählen können, die Kämpfer aber säumten nicht und sprengten zum zweitenmale gegeneinander an. Dieses Mal trafen sie sich sehr hart, doch blieb ein Jeder im Sattel. Auch bei dem dritten Male trafen sie sich so, daß die hellen Funken davon flogen, aber sie wankten nicht, denn Beide waren tapfere Ritter. Zum vierten Male aber zerschellte die Rüstung des Jacque Legris an der Lanze des Herrn von Carouges. Dieser schleuderte dafür seinen Helm vom Haupte. Der Stoß war

Digitized by Google

von beiden Seiten so heftig, daß beide Kämpfer aus dem Sattel gehoben wurden. Sie fielen sich jetzt zu Fuße an, und es gelang dem Herrn von Carouges, Jacque Legris zum Falle zu bringen, der ihn jedoch mit zu Boden riß. Jacque Legris lag anfangs oben, aber Carouges zog behende seinen Dolch und rief ihm mit zitternder Stimme zu: „Sage — daß ich — gerechte Sache — habe, — wenn Du nicht — ohne Beichte — zur Hölle — fahren willst. —“

„Nimmermehr!“ rief Jacque Legris, und strebte sich zu befreien und aufzuraffen. Da sahe man Carouges Dolch blitzen und seinem Gegner tief in den Leib dringen. Legris wollte nach ihm schlagen, aber die Kräfte schwanden ihm, er stieß ein furchtbares Geschrei aus, und gab seinen Geist auf.

In demselben Augenblicke, als ein Todesschauer die ganze Versammlung ergriff, drängte sich ein von Staub und Schweiß beschmutzter Bote durch das Volk und eilte zu dem Marschall, den er folgendermaßen anredete:

„Herr,“ sagte er mit leiser Stimme zu ihm, der Bailly von Caen sendet mich zu Euch, um Euch kund zu thun, daß er in dem Gefängnisse von Caen den Schurken gefesselt hält, der der Dame von Carouges Gewalt angethan hat.“

Digitized by Google

Damit überreichte er ihm einen Brief, von dem ein gelbes Wachssiegel herunterhieng.

Zu gleicher Zeit wurde der Leichnam des Jacque Legris bei den Füßen vom Kampfplatze geschleift, und zu dreien Malen riefen die Herolde und poursuivans d'armes:

Das ist das Gericht Gottes!

Digitized by Google

Digitized by Google

Der kleine Page.

Digitized by Google

Poi sont de fames sans boisdie,
Par fame est plus noise que pais.
Roman du Renart, 15006.

Digitized by Google

Der kleine Page.

Der Hof des Königs Johann des Guten von Frankreich war einer der angesehensten, welche es um die Mitte des 14ten Jahrhunderts in Europa gab. Er hatte dieses Ansehn nicht sowohl durch die Macht des großen Reiches erlangt, an dessen Spitze dieser Fürst stand, als wegen des Glanzes, womit die edle und ritterliche Gesinnung des Königs und die liebenswürdigen Tugenden seiner Gemahlin, Bonna von Luxenburg, den Thron umgaben. Damals stand das Ritterwesen gerade in seiner höchsten Blüthe, auf Ehre und Treue wurde auf das Allerstrengste gehalten, und eine so große Bedeutung auch die Liebe selbst für Verhältnisse, die auf den ersten Anblick mit derselben nicht die entfernteste Beziehung zu haben schienen, zu erlangen gewußt hatte, so durfte sie sich doch selbst bei Hofe niemals anders zeigen, als im Gewande der größten Sittsamkeit und Zurückhaltung.

Digitized by Google

Der Herr von Ponilly, einer der mächtigsten Ritter von Tournine, dessen Tapferkeit weit und breit berühmt war, hatte den Edelknaben Johann von Saintré in seinem Gefolge mit nach Paris genommen, als er nach der Hauptstadt reiste, um dem neuen Souverain zu huldigen. Der Vater des Knaben Ponilly's Gränznachbar und Freund, hatte diesem seinen einzigen Sohn anvertraut, um durch ihn seine Erziehung vollenden zu lassen. Es herrschte nämlich zu jener Zeit bei den Großen des Reiches die allgemeine Sitte, niemals die Erziehung der Söhne auf dem eigenen Schlosse vollenden zu lassen, sondern man zog es vor dem Werke der Ausbildung des jungen Edlen auf dem Schlosse eines Freundes gleichsam den Schlußstein setzen zu lassen. Man nannte das la bonne nourriture und es galt für eine besondere Ehre, wenn ein Vater einem Ritter von gleichem Range auf diese Weise seinen Sohn anvertraute.

Der junge Saintré übertraf durch seine Behendigkeit und Gewandtheit bald alle Edelknaben bei Hofe, ohne daß er ihnen deßhalb seine Ueberlegenheit hätte fühlen lassen. Er erwarb sich durch diese Anspruchslosigkeit die Liebe seiner Gespielen, und auf ältere Personen machte es einen angenehmen Eindruck, daß er sie stets mit der größten Hochachtung bediente und mit Aufmerksamkeit zuhörte, wenn

von Dingen die Rede war, die seine Fassungskraft nicht überstiegen. Selbst dem Könige fiel er unter den Edelknaben von gleichem Alter auf, und als Saintré einst ein feuriges Roß bändigte und bei dieser Gelegenheit einen auffallenden Beweis seines Muthes und seiner Geistesgegenwart gab, bat sich der Monarch den Knaben vom Herrn von Pouilly aus, um ihn mit den übrigen Edelknaben und Pagen seines Hauses erziehen zu lassen. Obgleich Saintré erst dreizehn Jahr alt war, so machte er sich seinem neuen Herrn durch seinen Diensteifer doch bald so beliebt, daß er ihn in sein Jagdgefolge aufnahm und ihn bei feierlichen Gelegenheiten mit bei der Tafel aufwarten ließ.*)

Eine der Prinzessinnen, denen die Geburt das Recht gab, bei Banquetten an königlicher Tafel zu speisen, fehlte fast niemals bei solchen Festen. Die Königin liebte sie, die anderen Prinzessinnen hatten sie gern und die Reize ihrer Schönheit, so wie die Anmuth ihres Gesprächs er-

*) An solchen feierlichen Hochmählern (banquets joyaux) durften nur die Kinder von Frankreich und ihre Gemahlinnen Theil nehmen; jedoch wurde dieses Recht zuweilen auch den Großkindern von Frankreich (z. B. dem Herzoge Philipp von Orleans, nachmaligen Regenten) als eine besondere Gnade verliehen.

Digitized by Google

heiterten die größten Gesellschaften. Diese Prinzessin, welche der Verfasser unserer Chronik aus einem guten und achtbaren Grunde nie anders, als mit dem Namen der Dame des Belles-Cousines bezeichnet*) stand in der Blüthe ihrer Jahre, obgleich sie schon Wittwe war. Ueber den Tod ihres Gemahls, eines mächtigen auswärtigen Fürsten, der schon sehr bejahrt seine dritte Vermählung mit ihr gefeiert hatte, konnte sie sich nicht sehr grämen, und es hätte daher sehr natürlich scheinen müssen, wenn die junge und schöne Prinzessin an eine zweite Verbindung gedacht hätte. Allein sie wußte zu gut, daß die Vermählungen von Personen ihres Ranges gewöhnlich nichts anders als Maßregeln der Politik sind, und daher sehr selten eine glückliche Zukunft bereiten. Sie hatte aus diesem Grunde beschlossen, ihr Glück nicht wieder auf's Spiel zu setzen und ihre Freiheit zu behaupten.

Die Dame des Belles Cousines war von Natur lebhaft und gefühlvoll, obgleich sie sich in dieser Hinsicht noch nicht genugsam kannte. Der alte

*) Dieser wunderliche Name, dessen wir uns in dieser Erzählung auch bedienen werden, rührt ohne Zweifel daher, daß die Königin und die filles de France, deren es unter Johann dem Guten viele gab, diese Prinzessin aus dem königlichen Geblüte Belle Cousine anredeten.

Digitized by Google

grämliche Gemahl, mit dem sie nur ein Jahr lang gelebt, hatte weder den Willen noch die Macht gehabt, sie mit ihrem Herzen bekannt zu machen.

Sie freute sich nur über ihre wiedererlangte Freiheit und gefiel sich in dem Gedanken, dieselbe unter keiner Bedingung wieder aufzugeben. In Anderer Glück fand sie ihr eigenes und ihre großen Reichthümer gestatteten ihr glücklicher Weise in der Spendung ihrer Wohlthaten keine ängstlichen Rücksichten nehmen zu brauchen. Diese Umstände waren ganz dazu geeignet, ihre Umgebungen auf eine Weise für sie einzunehmen, daß man mit Recht sagen konnte, sie werde von Allen, die sie kannten, angebetet. Ihren Hofdamen, die sie selbst niemals verließen, gewährte sie ohne Bedenken ihre geistreiche Unterhaltung, und die Stunden allein ausgenommen, wo ihr Rang sie zwang, auch eine äußere Würde zu zeigen, lebte sie mit ihnen wie mit Freundinnen. Obgleich es ihr nicht an gründlicher Bildung fehlte und es ihr in allem, was bei den höchsten Ständen Gegenstand des weiblichen Unterrichts zu seyn pflegt, nicht an Kenntnissen mangelte, so hatten doch diese ernsten Beschäftigungen ihrer angebornen Heiterkeit und Laune durchaus keinen Eintrag gethan. Sie war eine Freundin von Vergnügungen, aber sie hatte zu viel Geschmack, um an den gemeinen Possen und faden Belustigun-

Digitized by Google

gen, die zu ihrer Zeit Mode waren, Behagen finden zu können. Zu ihrem liebsten Zeitvertreib gehörte es aber, von einem Altan des Schlosses herab, den ritterlichen Uebungen der Jugend zuzuschauen, welche durch Geburt und Rang zu dieser Ehre berufen war. Ein großer grüner Rasen, der den Schloßplatz bildete, diente in der Regel zum Kampfplatz der kampflustigen edlen Jugend.

Saintré fand sich regelmäßiger zu diesen Waffenübungen ein, als irgend einer von seinen Kameraden; er war nicht groß, aber schlank und schön gewachsen und stark für sein Alter; an Gewandtheit und Schnelligkeit that es ihm Niemand zuvor. Sobald er die Prinzessin auf dem Balkone erblickte, gab ihm der Wunsch sich in ihrer Gegenwart auszuzeichnen einen neuen Vortheil über diejenigen, welche ihm etwa noch den Preis streitig machten. Dieß entging der jungen Wittwe nicht lange und sie machte sich ein Vergnügen daraus seinen Muth anzufeuern. Als sie einst an der königlichen Tafel bemerkte, daß er sich auch hier beeiferte, sie mit besonderer Aufmerksamkeit zu bedienen, so gab sie ihm einen Teller mit Confect und sagte ihm einige gütige Worte dazu. Der kleine Page erröthete und schlug seine schönen Augen nieder, die allerdings anziehend, aber doch immer noch die Augen eines Knaben von fünfzehn Jahren wa-

Digitized by Google

ren, denen noch ein Funke von Amors Fackel mangelte, um gefährlich genannt werden zu können. Diesem Mangel wurde indessen eher abgeholfen, als der schöne Knabe es selber wußte.

Zwei Jahre vergiengen im Hofdienste und ritterlichen Uebungen; sowohl die königlichen Stallmeister als die Pagenerzieher liebten sein Betragen und seinen Fleiß. – Zudem war er gehorsam und bescheiden und verrieth bei mehreren Gelegenheiten eine edle und großartige Gesinnung. So oft Lehrer und Aufseher dem Könige von den Fortschritten der jungen Edelleute, die ihrer Aufsicht anvertraut waren, Rechenschaft ablegten, konnten sie es nie unterlassen mit den Talenten und dem Charakter des jungen Saintré groß zu thun. Der Fürst hörte mit ganz besonderer Theilnahme das gute Zeugniß, welches man dem Pagen gab, den er sich selbst gewählt hatte und erzählte seiner Familie gern das Lob, welches man einstimmig ertheilte, und bei dem die Dame des Belles Cousines schon nicht ganz gleichgültig mehr blieb, wenn sie es anhörte. Sie fand sich auch präciser auf dem Balkon ein und warf immer zuerst ihren Blick auf den schönen Jüngling, aber sie dachte niemals über den eigentlichen Beweggrund davon nach. Sie versäumte selten die Damen ihres Gefolges auf seine hübsche Gestalt aufmerksam zu machen; beim Wettrennen

verglich sie ihn mit dem Hippomanes, und wenn er sich mit stumpfen Waffen üben mußte, dachte sie sich unter ihm den jungen Achill, der von Chiron unterwiesen wird. Dieses lebhafte Interesse, welches sie an Allem nahm, was ihn betraf, hielt sie indessen für nichts, als den Antheil, den sie einem Jeden schenken würde, der sich auf gleiche Weise auszeichnete.

Johann von Saintré hatte jetzt beinahe sein siebenzehntes Jahr erreicht; die Männer fiengen schon an, auf seiner Stirn und seinen Augen den Adel und die Kühnheit zu lesen, welche sein Herz schwellten, aber die Frauen fanden noch nichts als Sanftmuth und Gleichgültigkeit in seinem Wesen. Indessen wollte man doch bemerken, daß er sich eifriger um das schöne Geschlecht bemühte, auf den geringsten Wink der Prinzessinnen von einem Stuhle zum andern flog, so daß die Königin selbst ihn deßhalb lobte. Aber Niemanden fiel es sonderlich auf, daß er vorzugsweise die Dame des Belles-Cousines bediente, stets wieder in ihre Nähe zu kommen suchte, wenn er sie auf einige Augenblicke hatte verlassen müssen.

An einem sehr heißen Tage lösten die Damen einst ihre Spitzenkragen ein wenig, um sich etwas Kühlung zu verschaffen; Saintré, der hinter dem Sessel der Dame des Belles-Cousines stand, konnte

Digitized by Google

die neuen Reize, die er zum erstenmale zu bewundern Gelegenheit hatte, nicht ohne innere Bewegung ansehen, die sich unwillkührlich durch einen lauten Seufzer Luft machte. Die Prinzessin sah sich um, bemerkte das Feuer in seinen Augen und lächelte ihm zu; aber dieß machte ihn so verlegen, daß sich seine Wangen färbten, und er, um seine Verlegenheit zu verbergen, einen Teller fallen ließ, und sich schnell entfernte. Die junge Wittwe war in der That bei der Entdeckung, die sie gemacht hatte, nicht gleichgültig geblieben, und wäre vielleicht wirklich dazu gekommen, einen Blick in ihr Herz zu thun, hätte das Gelächter der Königin und der übrigen Damen, die Saintré erröthen und forteilen sahen, ihr dazu Zeit gelassen. Die Königin ließ den jungen Pagen vor sich kommen, redete ihm liebreich zu und tröstete ihn über den leichten Fehler, den er sich hatte zu Schulden kommen lassen. Dem schönen Jünglinge standen die hellen Thränen in den Augen.

Die Dame des Belles-Cousines konnte diese Thränen nicht über die rosigen Wangen herabrollen sehen, ohne sich zu sagen: „O wie edel und sanft muß die Seele dieses schönen Knaben seyn! Wie sehr verdient er eine Unterstützung, damit er die herrlichen Anlagen entwickele, die Jedermann an ihm entdeckt.“ Dieser Augenblick war auch entschei-

dend für ihr Herz; sie glaubte nur gerecht, höchstens gütig zu seyn, wenn sie einem Jünglinge, der ihres Schutzes so würdig schien, einige Auszeichnungen wiederfahren ließe, aber es zeigte sich bald genug, daß sie Gefühle ganz anderer Art für ihn hegte. Es mag manchem unserer Leser auffallen, daß die liebenswürdige junge Wittwe noch nicht einmal über den Zustand ihres Herzens nachgedacht hatte, als die Leidenschaft schon so viel Spielraum in demselben gewonnen hatte. Der Unterschied zwischen einem jungen Mädchen, welches zum erstenmale liebt, und einer Wittwe, wenn sie auch an Jahren nicht älter seyn sollte, ist freilich nicht unbedeutend, aber man muß wohl bedenken, daß unsere junge Prinzessin das Jahr ihrer traurigen Ehe neben einem Gemahl, den sie nicht lieben konnte, statt es zu genießen, verweint hatte. Wenn sie es klar vor Augen gesehen hätte, daß ihr großmüthiger Plan in Absicht auf den schönen Pagen in nichts Anderem bestünde, als in dem Streben, ihm auf jede mögliche Weise zu gefallen, so würde sie vor diesem Gedanken so gut, wie manche Schöne, die diese Zeilen liest und sich in ihre Lage versetzt, zurückgeschaudert seyn. Irrthum war auf jeden Fall mit im Spiele, wenn sie auch nicht von aller Schuld freigesprochen seyn dürfte.

Saintré war nach dem Streich, den ihm seine

unglückliche Zerstreuung gespielt hatte, kaum allein, als er auch schon darüber nachdachte, was eigentlich dieselbe wohl habe verursachen können. Er hütete sich wohl, dieselbe mit den Gesinnungen, die er gegen die Dame des Belles-Cousines hegte, in Verbindung zu bringen; freilich schwebten ihre Reize ihm beständig vor Augen, er sah nichts als sie, dachte an nichts als an sie, aber er hätte geglaubt ein Verbrechen zu begehen, wenn er es sich von ferne hätte einfallen lassen, sie auch nur als unabsichtliche Ursache seines Fehltrittes zu denken. Demungeachtet pochte sein Herz und seine Einbildungskraft erhitzte sich, sobald er an den schneeweißen Hals, an den schönen Busen dachte, der mit Blumen geschmückt und vom Spitzenkragen, der ihn sonst sittsam verhüllte, bei jener Gelegenheit nur halb verdeckt gewesen war. Saintré hatte alle Blumen von Kindheit auf geliebt, aber jetzt hatten die Lilie und die Rose bei ihm entscheidenden Vorzug; er vergaß keinen Morgen, sein hübsches Wamms damit zu schmücken.

Die folgenden Tage bediente der kleine Page die Dame des Belles-Cousines eifriger als je, und diese glaubte dem liebenswürdigen Edelknaben für die verlegene Partie, die sie ihm verursacht hatte, einigen Ersatz schuldig zu seyn, und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne einige verbindliche Worte

Digitized by Google

an ihn zu richten. Einst wollte die Königin nach der Tafel ein wenig ruhen und bat daher die Prinzessinnen, sie auf einige Zeit allein zu lassen. Die junge Wittwe mußte, um von den Zimmern der Königin in ihre Gemächer zu gelangen, eine lange Gallerie passiren; von hier aus sah Saintré dem Ballspiele auf der Wiese zu. Sobald er die Cavaliers kommen sah, die vor der Prinzessin vorausgiengen, kniete er ehrerbietig auf einem Knie nieder, heftete aber seine schönen Augen beständig auf sie. Die Dame des Belles-Cousines fieng an, langsamer zu gehen, sobald sie ihn bemerkte, besann sich einen Augenblick und sagte im Vorbeigehen zum Pagen: „Steht Euch das wohl an, Saintré, so von der Gallerie hinab dem Ballspiel zuzuschauen und den Damen nachzusehen? Ich bin überhaupt seit einiger Zeit neugierig zu erfahren, ob Eure Gesinnungen wirklich mit dem übereinstimmen, was man von Eurem Lobe sagt. Geht mit meinen Cavaliers voraus, ich will mit Euch reden.“ Der Page that, wie ihm befohlen war, und die Prinzessin sagte leise zu ihren Hofdamen: „Wir haben doch jetzt nichts zu thun, ich will Euch eine hübsche Scene bereiten. Wir wollen uns einmal recht über die Verlegenheit ergötzen, in die der kleine Saintré gerathen wird.“

Die Damen hatten den schönen Jüngling gern

und waren mit dem Plane der Prinzessin wohl zufrieden. So wie sie in ihr Zimmer trat, entließ sie alle Männer, die in ihrem Gefolge waren. Saintré beugte auf diesen Befehl das Knie und wollte sich auch entfernen, aber die Dame des Belles-Cousines hielt ihn durch die Worte zurück: „Seit langer Zeit schon habe ich Euch wichtige Fragen vorzulegen; bleibt hier!“ Der feierliche Ton, womit sie diese Worte aussprach, machte den jungen Pagen schon allein roth und verlegen. Die Prinzessin setzte sich auf ein kleines Ruhebett und ließ Saintré, von ihren Damen umgeben, gerade vor sie hintreten.

„Saintré,“ hub sie darauf an, „ich habe gehört und selbst bemerkt, wie Ihr Euch täglich mehr vor Euren Kameraden auszeichnet; ich möchte gern von Euch selbst vernehmen, was Euch zu einem besondern Eifer antreibt?“

„Wenn Sie einen solchen Eifer in mir zu erkennen geruhen, Prinzessin, so ist es ohne Zweifel der Wunsch, meine Pflicht zu erfüllen, meinem Herrn so gut zu dienen, als ich vermag, um mich zu einem tüchtigen Krieger auszubilden, was mich dazu anspornt.“

„Ich bin mit Eurer Antwort zufrieden,“ versetzte die Prinzessin; „aber sollte nicht noch ein sanfteres

Digitized by Google

Gefühl, als das der Pflicht mitwirken, den Eifer stets in Euch rege zu erhalten?“

Der arme Knabe wußte nicht, was diese Worte bedeuten sollten. „Nun, Saintré,“ fuhr die Dame nach einer Pause fort, „so versprecht mir denn, daß Ihr auf die Fragen, die ich Euch jetzt vorlegen werde, die reine, lautere Wahrheit sagen wollt.“

„O Gott,“ antwortete er die Hand auf's Herz, „wie können Sie glauben, daß ich es wagen würde, Ihnen eine Lüge zu sagen?“

„Nun, so gesteht mir denn aufrichtig, wie lange ist es her, daß Ihr die Dame Eures Herzens nicht gesehen habt?“

Der Knabe wurde bald roth, bald blaß; schlug die Augen nieder und konnte keine Antwort herausbringen. Die Damen fiengen an zu lachen; seine Verlegenheit wurde immer größer. Die Prinzessin wiederholte dreimal ihre Frage, aber es war ihr nicht möglich, ihm eine Antwort zu entlocken. „Es ist sehr schlecht von Euch,“ sagte sie endlich, „so bald dem Versprechen zuwider zu handeln, das Ihr mir im Augenblicke erst gegeben habt. Ich befehle Euch jetzt ausdrücklich, mir zu sagen, wie lange es her ist, daß Ihr die Dame Eures Herzens nicht mehr sahet?“

„Ach, Madame,“ antwortete er mit halberstickter Stimme und mit Thränen in den Augen, ich weiß

Digitized by Google

gar nicht, was ich antworten soll, ich habe gar keine."

„Wie, es gäbe keine Frau auf der Welt, die Euch lieb wäre?"

Bei dieser Frage schlug Saintré seine Augen auf, sah die Prinzessin ein paar Sekunden an und versetzte stotternd: „O gewiß! Ja, Madame..." aber auf einmal schlug er seine Augen wieder nieder, verstummte und spielte mit den Franzen seiner Schärpe. Die Dame des Belles-Cousines war grausam genug, noch nicht von ihrem Scherze abzulassen, sie wollte durchaus, daß er ihr Diejenige nennen sollte, die er am liebsten hätte. Nach langem Zaudern sagte der verschämte Page wieder: „Ich liebe z. B. meine Mutter sehr und meine Schwester Jacqueline." —

„O, das glaube ich Dir wohl, mein lieber Saintré; aber von denen rede ich nicht. Ich meine, ob Ihr noch keiner Dame Euer Herz geschenkt habt?"

Hierauf antwortete er kaum vernehmbar und mit abgewandtem Gesicht: „Nein, Madame."

Die Prinzessin that jetzt, als ob sie äusserst aufgebracht wäre und sagte zu ihren Hofdamen: „Nun, habe ich es nicht immer gesagt, daß wir die gute Meinung, die wir allmählig von Saintré faßten, bald würden wieder aufgeben müssen?"

So große Lust die Hofdamen auch hatten, in ein lautes Gelächter auszubrechen, so giengen sie doch

Digitized by Google

auf den Scherz der Prinzessin ein, und tadelten seine letzte Antwort in den stärksten Ausdrücken. „Wisset, nichtswürdiger Edelmann," sagte endlich noch die Dame des Belles-Cousines, „daß Ihr mir eine sehr schlechte Meinung von Euch beigebracht habt. Ich sehe, Ihr werdet niemals zu etwas Rechtem kommen, und stets der Würde eines Ritters unwerth bleiben. Wißt Ihr denn nicht, daß die erste Pflicht desjenigen, der nach dieser hohen Würde strebt, die ist, sich eine edle Frau oder ein edles Fräulein zur Dame seines Herzens zu wählen, und dieser alle seine Gedanken, alle seine Thaten zuzueignen? Welch anderes Gefühl hätte wohl die Seele des tapfern Lancelot vom See, oder die des unglücklichen Tristan von Leon zu so großen Heldenthaten begeistern können? Fort, aus meinen Augen! Ich gebe alle Hoffnung auf, daß aus Euch je etwas werde."

Der arme Saintré war nicht im Stande, diesem grausamen Befehle zu gehorchen; er warf sich der Prinzessin weinend zu Füßen, schluchzte laut und küßte den Saum ihres Kleides. Die Dame des Belles-Cousines benutzte diesen Augenblick, um ihren Hofdamen zuzulächeln und ihnen einen Wink zu geben, der nicht unverstanden blieb. Sie warfen sich rings um den kleinen Pagen gleichfalls auf's Knie, beschworen die Prinzessin, sich erweichen zu lassen,

Digitized by Google

ihm seine übereilte Antwort zu verzeihen und ihm Zeit zu gönnen, sich von der Verwirrung und dem Schmerze zu erholen, worin ihre Strenge ihn versetzt hatte.

„Euch zu Liebe, theure Freundinnen," versetzte sie, „will ich es dießmal thun, aber ich muß Euch gestehen, daß ich mir wenig von meinem Knappen verspreche, der noch nicht einmal lieben kann, dessen Herz eher einem Greise, als einem Jünglinge anzugehören scheint. Ich will ihm bis morgen Zeit lassen; daß er sich dann in der Gallerie einfinde, wenn ich von der Königin komme, und wir werden sehen, ob er sich eines Besseren besinnt."

Der kleine Saintré ging sehr niedergeschlagen mit vielen Bücklingen rücklings zur Thür hinaus, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können. Er brachte fast die ganze Nacht schlaflos zu und am andern Tage hütete er sich wohl die Dame des Belles-Cousines wie gewöhnlich zu bedienen, und noch viel weniger ließ er sich am Abende in der Gallerie blicken. Da die Prinzessin ihn den ganzen Tag über nicht gesehen hatte und ihn nun auch nicht auf dem Wege nach ihrem Zimmer fand, sagte sie scherzend zu ihren Damen: „Wir haben dem armen Saintré so viel Angst gemacht, daß er uns überall ausweicht; er läßt sich nirgends mehr blicken." Diese Worte sprach sie freilich mit anschei-

Digitized by Google

nender Gleichgültigkeit aus; aber als sie allein war, machte sie der Gedanke doch wirklich ernsthaft. Saintré's hübsches Gesicht, sein Erröthen, seine Thränen, alles trat ihr so lebhaft vor die Augen, daß sie einen Theil der Nacht wachend träumte und sich der Besorgniß nicht erwehren konnte, sie habe den hübschen Jungen zu sehr eingeschüchtert.

Am folgenden Tage war ein Fest bei Hofe, zu welchem die Königin alle hoffähigen Damen hatte einladen lassen. Auch die Geleitsdamen der Prinzessin waren da. Sobald diese Saintré, der bei der Aufwartung zu thun hatte, gewahrten, winkten sie ihn zu sich, aber er that als sehe er es nicht. Er hielt sich stets in einer ehrfurchtvollen Entfernung von ihnen, bediente die Damen der Herzogin von Burgund und konnte sich nicht entschließen, diejenigen nur anzublicken, welche seine Verlegenheit mit angesehen hatten. Sie scherzten darüber mit der Prinzessin, und diese versicherte, sie wolle es schon so einrichten, daß er sich auf ihren Befehl einfinden müßte, denn er sey noch nicht erlöst, sie wolle sich noch einmal an seiner Verlegenheit ergötzen. Am andern Tage ließ sie Saintré durch einen ihrer Cavaliers zu sich rufen, gab ihm einen Verweis, daß er an jenem Abende sein Wort nicht gehalten hätte, und befahl ihm bei ihrer Ungnade

heute auf sie in der Gallerie zu warten, wenn sie sich von der Königin in ihr Zimmer zurückbegäbe. Saintré mußte einem so gemessenen Befehle wohl gehorchen; er fand sich zu rechter Zeit in der Gallerie ein, schloß sich von selbst, als die Prinzessin kam, ihren Cavaliers an, aber er wagte nicht die Dame des Belles-Cousines auch nur anzublicken. Diese gab der Dame Isabelle den Auftrag, den Pagen aufzuhalten, wenn sie ihrer übrigen männlichen Begleitung das Zeichen gäbe, sich zurückzuziehen. Isabelle wußte ihn auf eine so geschickte Weise zu unterhalten, daß die Cavaliers verschwunden waren, ehe er sich dessen versah. Die Dame des Belles-Cousines nahm eine sehr ernsthafte Miene an, setzte sich wieder auf das kleine Ruhebett, ließ Saintré dicht vor sie treten und machte ihm nochmals die bittersten Vorwürfe über seinen Ungehorsam. Ja sie ging so weit, ihm zu sagen, er müßte als Treubrüchiger behandelt werden. Dieß war für den armen Knaben zu viel, er schluchzte laut, senkte den Kopf auf seine hohe Brust nieder und helle Thränen rollten über seine erröthende Wangen. O! wie schön war er in diesem Augenblicke! Wie sehr erhöht nicht die Scham die Schönheit der Unschuld! Die Prinzessin war gerührt und suchte ihn schnell wieder zu beruhigen. „Nehmet Euch meine Worte auch nicht zu sehr zu Herzen, Saintré!“ sagte sie.

Digitized by Google

„Ihr habt noch Zeit Euren Fehler wieder gut zu machen. Eure Reue genügt mir und ich will alles vergessen, wenn Ihr mir endlich gesteht, wer die Dame ist, die ihr nach Eurer Mutter und nach Eurer Schwester Jacqelin am meisten liebt.“

Saintré glaubte jetzt einen glücklichen Ausweg gefunden zu haben, und sagte mit verstelltem Zaudern: „Nun, wenn Madame es befiehlt, so will ich es sagen: ich liebe Madeline von Coucy recht sehr.“

„O! mein armer kleiner Saintré, was sagt ihr da? wie wollt ihr, daß ich glauben soll, ein Kind von zehn Jahren habe Euer Herz gerührt? Ich will damit nicht sagen, daß die kleine Madeline nicht ein charmantes Kind, nicht aus guter Familie und nicht in jeder Hinsicht liebenswürdig sey; aber wie könnt ihr von einem Kinde Gegenliebe hoffen? welche Dienste, welchen Rath könnt ihr von ihr erwarten? O! ihr sucht mich jetzt mehr als vorher zu täuschen, Saintré; aber glaubt nicht, daß ich mich so leicht hinters Licht führen lasse.“

Saintré's Verlegenheit war jetzt um so viel größer, als er sich fest darauf verlassen hatte, er werde mit dieser Ausflucht durchkommen. Die Hofdamen konnten es jetzt nicht mehr aushalten, den armen Knaben so gequält zu sehen, sie riefen alle drei zu gleicher Zeit: „O, lassen Sie es jetzt genug

Digitized by Google

seyn, Madame; haben Sie Mitleiden mit seiner Verlegenheit! Unsere Gegenwart ist sicher mit Grund, meinte Dame Isabelle, daß er sich nicht frei auszusprechen wagt, haben Sie die Gnade ihn allein in Ihrem Zimmer zu fragen, so wird er Sie gewiß zu seiner Vertrauten machen."

Die Dame des Belles-Cousines hatte schon mehr als einmal daran gedacht, sich auf solche Weise mit Saintré freier zu unterhalten, ein Vorschlag, wie dieser, kam ihr daher sehr gelegen. „Vielleicht habt Ihr Recht," versetzte sie, und aus Rücksicht auf Euch, die Ihr noch nicht alle Hoffnung für seine Besserung verloren habt, will ich dieses letzte Mittel versuchen." Mit diesen Worten und indem sie gegen ihre Hofdamen noch immer that, als ob sie scherze, stand sie auf, befahl Saintré voranzugehen und führte ihn in ein Gemach, welches durch ein geräumiges Toilettenzimmer von ihrem Kabinet getrennt war, und welchem man damals den Namen Sprachzimmer beizulegen pflegte, wobei man aber nicht an die Sprachzimmer der Klöster denken muß, mit denen es durchaus keine Aehnlichkeit hatte. Es war prachtvoll meublirt, duftete von den angenehmsten Wohlgerüchen und war etwa das, was für die heutige elegante Pariser Welt die Boudoirs sind. Sie setzte sich hier auf eine Art Divan, fieng an etwas leiser zu reden, und wieder-

Digitized by Google

holte dem armen Saintré ihre Frage mit merklich weniger ſtrengem Blick. Dieſer war noch immer feuerroth und wagte nicht zu antworten. Endlich ſah er die Prinzeſſin ſchüchtern an, aber er fand in ihren Mienen etwas ſo Sanftes und Zutrauen Einflößendes, daß er Muth genug bekam zu ſagen: „Ach! Madame, wenn ich auch zum erſten Mal in meinem Leben wagen wollte, meiner Sehnſucht ein beſtimmtes Ziel zu ſetzen, ſo dürfte ich mir doch nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln, erhört zu werden, denn welche Dame würde einen armen Pagen ohne Ruhm und Thaten wohl mit günſtigen Augen anſehen?“ — „Warum wollt ihr ſo wenig Vertrauen in Euch ſelbſt ſetzen?“ erwiderte die Prinzeſſin lebhaft. „Stammt Ihr nicht aus einem edlen Geſchlecht? Seyd Ihr nicht ein wackerer Jüngling? und zeichnet Ihr Euch nicht vor allen Euren Kameraden aus.“ — „Sie ſind ſehr gütig,“ antwortete er mit leiſer Stimme und beſcheidenem Tone, „ich verkenne mich ſelbſt nicht; aber ich weiß auch, daß ich noch nicht würdig bin, einer Dame zu dienen, der mein Herz wahrhaft zugethan ſeyn könnte..“

„Wahrhaftig, Saintré, Ihr habt eine zu ſchlechte Meinung von Euch ſelbſt. Habt Ihr denn nicht Augen ſie zu ſehen, habt Ihr nicht ein Herz ſie zu lieben, einen Mund es ihr zu ſagen und Muth und

Arme für sie zu kämpfen? Wie ist es möglich, daß Ihr ohne ein Gefühl leben könnt, welches die Seele des ganzen Ritterthums ist, und ohne welches sich niemals ein Ritter Ruhm erworben hat, der länger gelebt hätte als er selbst. Mißfielet Ihr nun zufällig den Augen einer Frau nicht, so müßte sie es wohl selbst sagen und Euch das erste Geständniß ablegen."

Jetzt fieng Saintré an ein wenig Luft zu schöpfen. „O, wenn sie Ihnen ähnlich wäre, diese Frau, rief er aus, so würde es ihr ein Leichtes seyn, mich zu ihren Füßen schmachten zu sehen, und den Schwur ewiger Treue von mir in Empfang zu nehmen!" Aber kaum waren diese Worte über seine Lippen gegangen, so erschrack er über das, was er zu sagen gewagt hatte; er zitterte und vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten. Die Dame des Belles-Cousines konnte aber diesen Augenblick sehr wohl benutzen, um sich von ihrer Verwirrung zu erholen.

Nach einer kleinen Pause ergriff sie seine zitternde Hand und sprach: „Höret mich an, Saintré, ich weiß, wie viel Ihr, so jung Ihr auch noch seyd, schon auf Eure Ehre haltet; gesetzt nun, ich wäre es, die Euch die Gnade erzeigt hätte, die Augen auf Euch zu werfen, um Euch einst zu hohen Aemtern und Würden zu erheben und in jeder Rücksicht Euer Glück zu begründen, würdet Ihr

Euch denn wohl entschließen können, mir ewige Treue zu schwören, daß Ihr fürder keinen anderen Willen haben wollt als den meinigen, und vor allen Dingen verschwiegen seyn wollt in allem, was ich Euch etwa anvertrauen möchte?“ „O, Madame, ob ich das schwöre?!“ rief er aus und seine Kniee beugten sich, unwillkührlich führte er ihre schöne Hand an seinen Mund, und sein Auge zu ihrem Auge erhebend, fuhr er fort: „O ja, Madame, ich würde es mit Freuden schwören und weder Tod noch Hölle sollte mich jemals zwingen, meinem Schwure untreu zu werden!“

„Nun,“ sprach die Prinzessin mit sanftem, liebendem Tone, „so schwöre es mir denn; lege Deine Hand in die meine, und von diesem Augenblicke an betrachte mich als Deine einzige, zärtliche Freundin, als eine Freundin, die sich im Besitz des Herzen desjenigen glaubt, den sie auserkoren, um sein Glück zu begründen.“ Sie konnte diese Worte nicht sagen, ohne Saintré's glühende Stirn mit ihrem Munde zu berühren, und der erstaunte Jüngling wußte nicht, ob er seinem Glücke trauen dürfe, oder ob ihm ein Traumbild diese Herrlichkeit nur vorgaukle, um ihm die traurige Wirklichkeit nachher desto schmerzlicher empfinden zu lassen.

Nachdem sich beide von der Bewegung, welche dieses Geständniß und Gegenständniß nothwendig in

Digitized by Google

ihnen hervorbringen mußte, ein wenig erholt hatten, ergriff die Prinzessin Saintré's Hand, drückte sie zärtlich an ihren Busen und sagte, indem sie ihn zu sich auf den Divan zog: „Mir kommt es jetzt zu, theurer Freund, Dir die Pflichten eines braven und tugendhaften Ritters zu erklären..." Doch wir müssen fürchten, unsern Lesern Langeweile zu machen, wenn wir ganze Seiten mit den weisen Lehren füllen wollten, welche die Prinzessin sich nicht enthalten konnte, ihrem Lieblinge zu ertheilen. Sie verbreitete sich weitläufig über die Gesetze der Ehe und des Ritterthums, und schloß ihren lieblichen didaktischen Vortrag mit einer Anempfehlung der Treue und Verschwiegenheit, welche jeder brave Ritter seiner Dame schuldig sey, und gerade diese letzte Lehre wußte die Dame des Belles-Cousines mit so viel Wärme vorzutragen, daß es einem ruhigen Zuhörer nicht würde entgangen seyn, diese interessire die schöne Lehrerin mehr als alle übrigen.

Saintré hörte ihr bis zu Ende aufmerksam zu, ergriff nach Erneuerung seines Schwures die schöne Hand noch einmal, in welche er sein Gelübde abgelegt hatte, und benetzte sie mit Thränen der Freude und Rührung.

Es interessirte die Dame des Belles-Cousines Alles, was zur Bildung ihres jungen liebenswürdigen Zöglings nur im Geringsten einwirken konnte.

Digitized by Google

Ihre kleine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, daß sie, erst 21 Jahre alt, einen Zögling, der schon drittehalb Monate über sechszehn war, unterrichten und durch Rath und Beistand leiten konnte. Es war ihr sogar nicht zu unbedeutend, sich um seinen Anzug zu bekümmern. Sie fand, daß seine Kleider ihm nicht so hübsch ständen, als dieß bei seinem schlanken, schönen Wuchs hätte der Fall seyn können *). Sie war schon mit der Wahl der Stoffe und Farben unzufrieden, vorzüglich aber fand sie den Schnitt der Kleider, womit die Schneider eine so reizende Gestalt verunziert hätten, ganz unerträglich. Sie öffnete daher ihre Schatulle, nahm eine kleine hellblaue Börse heraus und übergab diese, die von der Farbe war, wie sie sich vor ihrer Vermählung gewöhnlich gekleidet hatte, ihrem Günstlinge mit den Worten: „Nimm diese zwölf Goldstücke, lieber Saintré, und bestelle Dir dafür Kleider bei dem ersten Hofschneider. Putze Dich dafür

*) Die Kleidung der damaligen Zeit muß, wenn wir unsern jetzigen Geschmack als Maaßstab gelten lassen wollen, höchst lächerlich und abgeschmackt erscheinen. Die Schuhe hatten Schnäbel, die wenigstens einen halben Fuß in die Höhe standen, und dieß war noch bei weitem nicht das Lächerlichste an jenem Kostüm. Die meisten unserer Leser werden dasselbe aus Abbildungen hinreichend kennen, so daß wir uns einer vollständigen Beschreibung desselben überheben zu können glauben.

zum nächsten Sonntag nur recht heraus, Du darfst das Geld dreist ausgeben."

Der gute Page wußte lange nicht, ob er die Börse annehmen sollte oder nicht. „Aber," stotterte er, „ich habe ja Ihre Wohlthaten noch nicht verdient."

„Ich rechne nicht so, wie Du," versetzte die Prinzessin, und ein wenig erröthend fügte sie hinzu: „ich hoffe, Du wirst sie alle Tage mehr verdienen. Auch habe ich wohl so viel Einfluß, um etwas dazu beitragen zu können, daß mein Cousin, der König, Dich gerne um sich sieht und Dich zu höheren Ehrenstellen befördert. — Aber für jetzt dürfen wir nicht länger beisammen bleiben, denn meine Damen warten schon lange. Ich werde thun, als hätte ich Dich ausgezankt, stelle Dich nur recht verschämt und niedergeschlagen; aber sey versichert — und bei diesen Worten küßte sie ihn auf die Stirn — daß Du an mir die liebreichste und treueste Freundin hast."

Nach dieser zärtlichen Entlassung öffnete die Dame des Belles-Cousines die Thür, stieß Saintré hinaus und sagte mit einer angenommenen zornigen Miene zu ihren Damen: „Jetzt gebe ich alle Hoffnung auf, daß dieser Trotzkopf jemals ein ehrenwerther Ritter werde; ich will ihn nicht mehr vor Augen sehen."

Saintré bedeckte seine Augen, die er nicht zum

Digitized by Google

Weinen zwingen konnte, mit den Händen und that, als ob er schluchze. „Aber wahrhaftig, Madame," sagte die weichherzige Dame Catherine, „Sie mißhandeln den armen Jungen zu arg; Sie brauchen noch gar nicht alle Hoffnung aufzugeben, es kann noch sehr wohl eine Zeit kommen, wo Sie recht zufrieden mit ihm sind."

„Nun, wir wollen sehen," versetzte die Prinzessin mit heimlicher Freude, „aber ich muß gestehen, daß ich wenig mehr von ihm erwarte."

Saintré schlich sich mit pochendem Herzen davon und eilte, seine Freude und seine zwölf Goldstücke in seinem Zimmer zu verbergen.

Er mochte die Nacht wenig geschlafen haben, denn am andern Morgen war er schon vor Tagesanbruch auf den Beinen und erwartete mit der größten Unruhe die Stunde, wo er ausgehen und seine neuen Kleider bestellen konnte. Sobald der ersehnte Augenblick da war, lief er zu allen Hofschneidern und bestellte bei einem dieses, bei dem andern jenes Stück des Staates, mit welchem er am Sonntage seiner Gönnerin zu gefallen und die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich zu ziehen hoffte. Ein jeder beeiferte sich, ihn um so besser und prompter zu bedienen, als der schöne Page allgemein bekannt war, und man ihm überall eine glänzende Laufbahn bei Hofe prophezeite. Am Sonn-

Digitized by Google

tag Morgen kamen sämmtliche Arbeiter mit ihren von den kostbaren Stoffen verfertigten und nach dem neuesten Geschmack zugeschnittenen Kleidern, als gerade der Hofintendant bei Saintré auf dem Zimmer war. Dieser bewunderte die schönen Anzüge, aber er konnte nicht unterlassen, dem Pagen zu sagen: „Ich fürchte, lieber Freund, Du wirst Dich in Deiner Casse verrechnet haben.“ Aber Saintré antwortete lächelnd: „Meine gute Mutter hat mir zwölf Goldstücke geschickt, um mich sauber dafür zu kleiden. Sie hat mir noch mehr versprochen, und ich glaube es nicht besser anlegen zu können, als indem ich meinem Dienste damit Ehre zu machen suche.“

„Nun seht Ihr, Taugenichtse,“ sagte der Intendant zu den Pagen, die ihn begleiteten, „habe ich nicht recht, wenn ich Euch Saintré als Muster vorhalte? Wer von Euch würde sein Geld so gut angewendet haben? Ihr hättet es in Weinschenken und Garküchen verschleckt! Aber verlasse Dich darauf, Saintré, ich werde dem Könige davon sagen, er wird gewiß Dein gutes Betragen belohnen.“

Dieses unverdiente Lob trieb Saintré'n eine Röthe in die Wangen, die eine weit bessere Auslegung erhielt, als sie hätte erhalten sollen. Der Jüngling fühlte sehr wohl das Unwürdige, welches in dem Truge lag, den er in Zukunft spielen mußte,

Digitized by Google

aber wie hätte ein so junges Gemüth sich sollen losreißen können von alle der Wonne, die der Umgang mit der Prinzessin ihm verhieß, und der glänzenden Laufbahn, die für ihn damit auf's engste verknüpft zu seyn schien?

Noch an demselben Tage erschien der geputzte Jüngling bei Hofe; man fand ihn hübscher und besser gewachsen, als je, und man wurde neugierig, zu erfahren, welcher Dame Farbe es wäre, die er an seinen Schnüren trug, welche auffallend genug waren, um nicht übersehen zu werden. Aber man kann sich leicht vorstellen, daß er allen Fragen hierüber auswich; selbst die Königin war nicht vermögend, eine genügende Auskunft von ihm zu erlangen. Ihr waren die früheren Scenen zwischen der Dame des Belles-Cousines und dem schönen Pagen nicht unbekannt geblieben; sie bat deßhalb die Prinzessin auch jetzt, seine Verschwiegenheit noch einmal auf die Probe zu stellen.

Wir wissen, daß dieser kein größerer Gefallen hätte geschehen können. Sie war ihrem Liebling unaufhörlich mit den Augen gefolgt, jetzt hatte sie einen Vorwand, ihn zu sich zu rufen und ihn im Beiseyn des ganzen Hofes zu einem Rendezvous einzuladen. „Ich habe heute Abend im Namen der Königin mit Euch zu reden," sagte sie in einem gebieterischen Tone, „ich befehle Euch, in der Gal-

lerie auf mich zu warten.“ Saintré that, als wäre ihm dieser Befehl äusserst unangenehm; er hatte schon gelernt, sich zu verstellen.

Es wurde ihm dießmal nicht schwer, sich pünktlich am gebotenen Orte einzufinden; er schloß sich wie früher den Cavaliers der Prinzessin an, und als die Dame diesen das Zeichen gab, abzutreten, stellte sich Saintré, als wolle er sich auch entfernen. Er wurde mit leichterer Mühe, als das vorige Mal, von den Hofdamen verhindert, und nun musterte Madam so obenhin seine neuen Kleider, und richtete mit barschem Tone einige Fragen an ihn, die Saintré mit verstellter Verlegenheit immer verneinend beantwortete, so daß die Untersuchung gar nicht von der Stelle rückte. Die Dame Catherine nahm wie gewöhnlich Saintré's Parthie, die Prinzessin widersprach ihr und setzte endlich mit Heftigkeit hinzu: „Sie verziehen ihn, meine Damen, der kleine Trotzkopf glaubt, er dürfe Alles wagen, weil Sie ihn in Schutz nehmen. Kommt mit mir, junger unbesonnener Mensch, entweder antwortet Ihr mir, wie ich es verlange, oder Ihr setzt nie wieder den Fuß über meine Schwelle.“ Saintré folgte der Dame des Belles-Cousines anfangs gesenkten Blickes und mit erzwungenen Seufzern in ihr Gemach; aber wie bald verwandelte sich sein mürrisches Gesicht in das froheste, welches

man sehen konnte, als er den Hofdamen aus dem Gesichte und mit seiner vornehmen Gönnerin allein war. Ehe sie sich noch hatten setzen können, lag Saintré ihr zu Füßen, umfaßte ihre Kniee und war vor Entzücken ausser sich. Was die Dame des Belles-Cousines bei diesen Liebkosungen — wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen — fühlte, brauchen wir unsern Lesern nicht erst zu beschreiben. Sie hatte Mühe, es bei ihm dahin zu bringen, daß er aufstand und sich neben sie auf den Divan setzte. Einige Augenblicke sahen sie sich gegenseitig in's freudestrahlende Antlitz, ohne auch nur eine einzige Sylbe zu sprechen, ihr Blick sagte mehr, als sie sich mit tausend Worten hätten sagen können.

Wir wissen nicht, wie lange sie so neben einander saßen (und vermuthlich wußten sie es selbst nicht besser), aber nach einer guten Weile erwachte die Prinzessin zuerst aus ihren süßen Träumen, und ein wenig betroffen, daß sie so lange schweigend neben dem schönen Jünglinge gesessen hatte, stand sie auf und ließ sich von Saintré seinen kostbaren Anzug zeigen, den er ihrer Güte zu verdanken hatte. Es ließ sich in der That nicht läugnen, daß die Hofschneider sich dießmal selbst übertroffen hatten, und Madame fand, daß niemals ein eleganteres Wamms eine hübschere Taille umschlossen hätte. Alle Stücke seines Anzugs wurden nach einander

Digitized by Google

durchgegangen und mit dem Grade der Beachtung gelobt, welche ein jedes verdiente. Diese Untersuchung währte lange, aber unsere Leser werden es leicht glauben, wenn wir versichern, daß keines von Beiden lange Weile dabei empfand.

Der kleine Page fand bei dieser Unterhaltung seine Rechnung doppelt; denn ausserdem, daß sie ein Triumph für seine Eitelkeit war, gewährte sie ihm noch einen Genuß anderer Art. Der mit einer feinen Spitzenkrause besetzte Halskragen von weißseidenem Kreppflor umschloß freilich den Hals der Dame des Belles-Cousines sehr eng, aber er war durchsichtig genug, um den liebeberauschten Jüngling Reize erblicken zu lassen, wie die, welche ihm den ersten Seufzer hinter dem Stuhle der Prinzessin abgepreßt hatten. „Solche Reize wären im Stande gewesen," meint unser Chronikenschreiber, „einen Ritter von der erprobtesten Tapferkeit zu besiegen, wie sollte sich dieser junge Page ihrer haben erwehren können?" und somit schließt er ein Capitel und läßt uns in einer Lage hülflos, wo wir gerade am meisten seiner Hülfe bedurft hätten. Wir wissen daher nichts besseres zu thun, als uns mit einer Randglosse aus der Noth zu helfen, die wir kaum leserlich am Ende des Capitels beigekritzelt finden und die folgendermaßen lautet: „Diese Discretion

Digitized by Google

wäre höchst indiscret gegen den Leser, wenn sie nicht so überaus discret wäre."

Der Chronist hebt im folgenden Capitel erst wieder mit der Abschiedsscene an, die der gutmüthige Schriftsteller jetzt billig auch hätte weglassen müssen. Wir wundern uns nur darüber, daß unser weiser Glossator uns hier mit seinen hochweisen Glossen verschont, oder nicht aus lauter Discrétion die folgenden Seiten ausgestrichen hat. Wir, als bloßer Nacherzähler, fühlen uns hierzu weder berechtigt noch geneigt, und es würden uns ohne Zweifel von unsern Lesern wenige Dank wissen, wenn wir alle Situationen, die uns nicht hinreichend motivirt scheinen, weglassen oder willkührlich abändern wollten.

„Der Dame des Belles-Cousines fiel es endlich ein," fährt also unser Autor fort, „daß sie ihre Hofdamen nicht länger warten lassen dürfe, denn von drei jungen Mädchen, die am Hofe lebten, war wohl mit ziemlicher Gewißheit ein wenig Medisance zu fürchten, wenn man sie der langen Weile preisgab, da sie doch wußten, daß andere Leute sich während dem ganz vortrefflich unterhielten. Die Prinzessin theilte Saintré'n deßhalb nur noch schnell die Comödie mit, die sie der harrenden Frauenzimmer wegen spielen wollten, und die darin bestand, daß sie ihm ihre Zimmer für ewig verbieten und ihm untersagen wollte, sich jemals des Abends in

der Gallerie blicken zu lassen. Aber wie lieblich erröthete sie, als sie ihrem geliebten Saintré einen Schlüssel überreichte, der die Thür zu dem Garderobezimmer der Prinzessin öffnete, welches auf einen entfernten Corridor noch einen andern Ausweg hatte! „Du kannst zu jeder Zeit, wenn es Dir beliebt, davon Gebrauch machen," sagte sie, ihm denselben überreichend; „denn Du kannst mich nie überraschen, Du findest mich stets mit Dir beschäftigt. Ferner hast Du hier eine Börse, die ich aus meinem eigenen Haar geflochten habe; aber hüte Dich wohl, daß Du nicht auf einmal zu glänzend bei Hofe auftrittst, Du würdest mich dadurch verdächtig machen. Und dann, mein lieber Saintré, gieb stets auf dieses Zeichen Acht (bei diesen Worten nahm sie eine Stecknadel zwischen die Lippen); so oft Du es siehst, antworte mir darauf, indem Du Dir das rechte Auge reibst; ich erkenne hieran, ob Du mir fortwährend treu ergeben. Aber Du darfst mich niemals öffentlich anreden, ohne daß ich Dich rufe: so sind wir sicher, daß unser Einverständniß niemals ruchbar wird."

Saintré küßte den Schlüssel und die Hand, welche ihm denselben überreichte, mit heißer Liebesglut, und wurde nun von der Prinzessin zu den Hofdamen zurückgeführt, die, nachdem sie sich alle Geschichten und Mährchen, die sie wußten, erzählt

Digitized by Google

hatten, alle Drei sanft eingeschlafen waren. „Nun, Dame Catherine," sagte die Prinzessin, indem sie in's Zimmer trat und Jene sich die Augen rieb, „seyd Ihr noch immer so schwach, Euch für diesen Edelmann zu verwenden, der weder Herz noch Kraft hat? Fort! und kommt mir niemals wieder unter die Augen; Ihr habt allen Anspruch auf meine Nachsicht verloren!"

Saintré machte den Damen seine Verbeugung mit einem Gesicht, das wirklich etwas Mitleiderregendes hatte; aber er freute sich, diese klägliche Rolle nicht lange spielen zu müssen. Er schlich sich gleich davon und die Dame des Belles-Cousines mußte ihren Hofdamen noch den ganzen Inhalt ihrer Conferenz mit Saintré erzählen, wie treu dieser Bericht ausgefallen seyn mag, kann man sich leicht vorstellen.

Einige Tage darauf erschien Johann von Saintré in einem neuen feinen blauen Rocke, der mit romelischem Schafpelz gefüttert und reich mit Zobelpelz besetzt war. Wenige Herren erschienen so elegant gekleidet, aber Keiner zog wegen seiner hübschen Gestalt und seines anmuthigen Wesens mehr die Blicke von Frauen und Jungfrauen auf sich. Als die Königin mit der Dame des Belles-Cousines in die Messe gieng, sah ihn die erstere, ohne ihn zu erkennen, die letztere kannte ihn sehr wohl, sie that

Digitized by Google

aber, als ob sie ihn nicht sähe. Auf dem Rückwege begegnete er ihnen wieder und kam ihnen jetzt so nahe, daß auch die Königin ihn für den hübschen Pagen erkannte. „Ich begreife nicht, Cousine," sagte sie zu ihrer Begleiterin, „wie der junge Saintré so viel auf seine Kleider wenden kann. Sie müssen ihn deßhalb noch einmal examiniren."

„Ich muß Ihnen gestehen," versetzte diese, „daß ich nach den unbefriedigenden Antworten, die er mir das letztemal gegeben hat, keine große Lust mehr habe, mich mit ihm einzulassen. Bloß weil Sie es wünschen, thue ich es."

Als die Königin in ihr Zimmer gegangen, ließ die Prinzessin Saintré in's Vorzimmer rufen und sagte ihm in Beiseyn mehrerer Hofdamen: „Saintré, wir finden Euch alle für einen bloßen Pagen viel zu sehr geschmückt, wir möchten gerne wissen, wer Euch die Mittel dazu giebt?" „Madame," antwortete Saintré ehrerbietig, „meine Eltern lieben mich zärtlich und wünschen, daß ich meinem Dienste Ehre machen möge. Da ich jetzt ein Alter erreicht habe, wo ich hoffen darf, daß der König mich zu höheren Diensten befördert, so haben sie mir Geld geschickt, um auch bisweilen in anderer, als in Pagenkleidung erscheinen zu können. Madame müssen wissen, daß ich schon siebenzehn Jahre alt bin, und ich schäme mich fast, noch immer bloßer Page

zu seyn. O, wenn Ew. königliche Hoheit doch die Gnade haben wollten, sich für mich zu verwenden, daß der König mich zum Mundschenk ernennt! Meine Eltern warten nur auf diesen Augenblick, um mir Alles zu schicken, was nöthig ist, um auch in diesem neuen Amte mit Ehren auftreten zu können."

„Wir wollen sehen," antwortete die Prinzessin trocken; „für's Erste aber dankt dem lieben Gott, daß er Euch eine so gute Mutter gegeben hat und bittet ihn, daß er sie Euch erhalte."

Als die Dame des Belles-Cousines wieder zur Königin in's Zimmer trat, eilte sie nicht, die Neugierde derselben zu befriedigen; sie wartete ganz ruhig, bis die Königin sie fragte, was Saintré geantwortet habe. „Nun, er rühmt sich," antwortete sie, „daß seine Eltern ihm die Mittel gäben, solchen Aufwand zu machen und ist unzufrieden damit, daß er in einem Alter von siebenzehn Jahren noch nichts Anders als Page sey. Ja, er hat sogar gewagt, mich zu bitten, ich möchte bei'm Könige für ihn um die Stelle eines Mundschenks bitten; aber ich werde mich wohl hüten, dergleichen Schritte zu thun, ehe ich weiß, ob er die Gnade seines Monarchen auch verdient." „Wie können Sie denn daran nach Allem, was wir von ihm hören, noch zweifeln?" versetzte die Königin. „Ja, ich muß ge-

Digitized by Google

stehen, er hat Recht, der arme Junge, und da Sie kalt gegen ihn geworden zu seyn scheinen, so will ich es selbst über mich nehmen, mit dem Könige von ihm zu reden."

Ueber Tafel machte die Königin ihren Gemahl auf Johann von Saintré aufmerksam, der in seinem reichen Anzuge gar nicht von ihm erkannt worden war. Er hatte den liebenswürdigen Jüngling so gern, daß er der Königin ihre Bitte um die Stelle eines Mundschenks für ihn augenblicklich gewährte und neugierig, zu sehen, ob er sich mit Anstand seiner neuen Amtsverrichtungen zu entledigen wisse, rief er seinen ersten Haushofmeister und befahl ihm, Saintré'n sogleich sein Geschäft anzuweisen.

Saintré, der von diesem Glücke noch nichts wußte, war ganz bestürzt, als der Haushofmeister zu ihm kam, ihm zum Zeichen seines neuen Amtes auf die herkömmliche Weise eine Serviette vorsteckte und ihn zum Stuhle des Königs führte. „Mein lieber Saintré," sagte der gute Fürst, „ich habe Dich selbst zu meinem Pagen erkoren, Du bist mir immer lieb gewesen und ich hoffe, Du wirst auch fürder an Ehre und Ritterlichkeit zunehmen. Alle Deine Ausgaben sollen künftig aus meiner Casse bestritten werden, und Du darfst Dir bis weiter drei Pferde und zwei Bediente halten. Bedanke

Dich bei der Königin, die Deinetwegen mit mir geredet hat.“

Saintré warf sich dem königlichen Paare dankbar zu Füßen, und alle Damen Belles-Cousines die an des Königs Tafel speisten, klatschten diesem Act königlicher Gnade lauten Beifall, und gaben dem neuen Mundschenk ein Zeichen ihrer Theilnahme. Nur Diejenige, deren Freude im Herzen am größten war, vermied sorgfältig, sich dieß auf irgend eine Weise merken zu lassen. Sie sagte nur: „Wahrhaftig, Saintré, es wird Euch schwer werden, Euch dieser Gnade würdig zu beweisen, die Ihr vorzugsweise vor Euren Cameraden empfangt.“

Der neue Mundschenk vergaß seinerseits niemals, die Dame des Belles-Cousines mit der strengsten Ehrerbietung zu behandeln; die einzige Unterredung, welche die beiden Liebenden sich öffentlich erlauben durften, bestand in der verabredeten Zeichensprache, aber wie manchen Abend entschädigten sie sich für diesen Zwang, der ihrer Liebe etwas Romantisches gab und ihr stets neuen Reiz verlieh. Inzwischen gewann der Monarch den angenehmen Jüngling immer mehr lieb, er konnte ihn bald nicht nur nicht über Tafel entbehren, sondern der Mundschenk mußte ihn auch gewöhnlich auf die Jagd begleiten. Gewandt in Kampfspielen, gefürchtet im Turnieren, anmuthig und unterhaltend auf

Bällen und bei Hoffesten, stellten die alten Herrn ihn den Knaben als Muster vor, und mochten ihn sust eben so sehr zum Eidam wünschen, als ihre Töchter sich glücklich geschätzt haben würden, wenn sie sein Herz hätten erobern können.

So vergiengen mehrere Jahre, und Saintré hatte allmählig das Alter erreicht, wo er zur Ritterschaft befähigt war. Ehe er jedoch auf diese Würde Anspruch machen konnte, mußte er eine Waffenthat aufzuweisen haben, welche seinen Muth über alle Zweifel erhob und ihn des Ritterschlags und der göldenen Sporen würdig machte. Er hatte sich über diesen Gegenstand schon häufig mit der Prinzessin unterredet, und obgleich dieser der Entschluß schwer werden mußte, sich auf längere Zeit von ihrem Geliebten zu trennen, so sah sie doch die Nothwendigkeit davon ein, wenn er jemals den Rang und das Ansehen gewinnen sollte, mit welchem sie ihn so gern bekleidet gesehen hätte. Sie beschäftigte sich daher ganz mit der Ausrüstung zu einem Zuge, dessen Pracht den Thaten gleichkommen sollte, die sie mit Recht von ihm erwarten konnte. „Es ist mein Wunsch," sagte sie ihm, „daß Herolde Deine Herausforderung an die vier mächtigsten Höfe von Europa bekannt machen und dabei bemerken, daß Diejenigen, welche den Kampf annehmen, Dir entweder das reiche Armband, welches ich Dir selbst

umlegen will, mit Waffengewalt abnehmen, oder ein ähnliches reiches Geschenk machen müßten, um es bei Deiner Heimkehr der Dame Deines Herzens zu überreichen.“ Sie nahm jetzt aus einem Schmuckkästchen von feinem Holze ein kleines Schächtelchen mit Diamanten und Edelsteinen, wählte diejenigen aus, welche an dem Armbande, welches sie für ihren Geliebten bestimmte, prangen sollten, und übergab ihm die übrigen nebst einer hinreichenden Summe Geldes, um an jedem Hofe mit einem Glanze auftreten zu können, der einem Prinzen von königlichem Geblüte keine Schande gemacht haben würde.

Als im Monate April alle Vorbereitungen zur Abreise in der Stille getroffen waren, erspähte Saintré einen Augenblick, wo der König, der ihn, wie er wohl wußte, ungern entließ, besonders gut aufgeräumt war, bat ihn um die Erlaubniß, sich der Wohlthaten würdig erweisen zu dürfen, mit denen Se. Majestät ihn überhäuft hätte und theilte ihm den Plan, einen Zug anzutreten, mit. „Wie,“ antwortete der König, „jetzt, da ich mich eben an Euch gewöhnt habe, jetzt wollt Ihr mich verlassen, Saintré? Aber,“ setzte der ritterliche Fürst hinzu, „im Grunde kann ich Euch nicht tadeln, und noch viel weniger mich weigern, einem so wackern Knappen, wie Ihr seyd, den Waffenbrief ausfertigen zu lassen.

Digitized by Google

Doch Eins müßt Ihr mir versprechen: Eure Abentheuer dürfen nicht länger als fünf Jahre dauern, nur auf so lange ertheile ich Euch Urlaub. Kehrt Ihr dann mit Ruhm und Sieg gekrönt heim, so sollt Ihr Euch eins der ersten Hofämter wählen, und es wird meine liebste Unterhaltung seyn, Euch zuzuhören, wenn Ihr von Euren Thaten erzählt."

Jetzt, da Saintré zu seinem Zuge die Einwilligung des Königs hatte, erschienen seine reich in hellblauen Sammt mit silberner Stickerei gekleideten Herolde öffentlich, und seine zahlreiche Dienerschaft, die sich mit seinem Marstalle einige Meilen von Paris entfernt gehalten hatte, zog feierlich in die Stadt ein. Jedermann wünschte Saintré zu seinem Unternehmen Glück, und der König und die königliche Familie machten dem jungen Edelmann, wie es sonst nur bei den angesehensten Personen üblich war, reiche Geschenke. Der König und die Herzoge von Burgund, Anjou und Berry wiesen ihm auf ihre Schatullen bedeutende Summen an, und Königin und Prinzessinnen beschenkten ihn reichlich mit Armbändern, Ringen und Edelsteinen. Die Dame des Belles-Cousines ließ sich freilich erst von der Königin auffordern, auch das Ihrige zur Verherrlichung dieses Zuges beizutragen. „Und sind Ihre Majestät denn auch gewiß," antwortete sie auf die Vorwürfe, welche die Königin ihr machte,

Digitized by Google

„daß Saintré's Zug Ihrem Hofe und der Nation sonderlich zur Ehre gereichen wird?“

„Ja, dafür stehe ich,“ versetzte die Fürstin; „entwickelt Saintré nicht täglich mehr ausgezeichnete Eigenschaften und erwirbt er nicht immer mehr unsere Achtung?“

„Ich kann in der That nicht läugnen,“ meinte die Prinzessin zugebend, „daß er sich seit einiger Zeit sehr zu seinem Vortheile verändert hat; es mag daher auch wohl billig seyn, daß ich ihm für mein altes Vorurtheil gegen ihn eine kleine Entschädigung zu Theil werden lasse. Was meinen Sie dazu, wenn ich das Armband bezahlte, welches das Zeichen seiner Unternehmung seyn soll; ich hoffe, er wird es zu vertheidigen wissen und denjenigen seine Kühnheit theuer bezahlen lassen, der es von seinem Arm zu lösen versuchen sollte.“ Die Königin lobte den Vorsatz ihrer Cousine und diese fuhr nach einer Pause fort: „aber wir sollten doch wissen, ob Saintré auch mit allem Nöthigen versehen ist, um unseren kühnen Hoffnungen zu entsprechen. Sollten Sie nicht wohl thun, ihm zu befehlen, sein ganzes Geleit auf der Wiese vor dem Schlosse zu versammeln, und Ihre Majestät und wir Prinzessinnen nehmen es morgen vom Balkon aus in Augenschein, wenn wir aus der Messe kommen.“ Auch

Digitized by Google

dieſer Vorſchlag war der Königin willkommen, und ſie erließ deßhalb die nöthigen Befehle.

Am folgenden Tage erregte das prächtige Gefolge des jungen Bewerbers um die Ritterwürde, der ſelbſt auf einem ſchönen arabiſchen Hengſte ſeine Grazie und ſeine Reitkunſt zur Schau trug, die allgemeine Bewunderung der Anweſenden. Die junge Wittwe wurde zwar nicht ſo laut als die Uebrigen, aber deſto mehr war ſie im Herzen über die wundervolle Anmuth ihres Geliebten erfreut, der mit Jubel und anhaltenden Beifallsbezeugungen begrüßt wurde. Nach dieſer Ceremonie war ein großes Hoffeſt; die Waffenherolde mit den Inſignien ihres Amtes ſtanden hinter der königlichen Familie. Saintré ſelbſt erſchien in vollſtändiger Rüſtung mit offenem Viſier und ohne Handſchuh an der rechten Hand. Er warf ſich dem Könige zu Füßen, ſchwur ihm noch einmal Treue und Gehorſam, und empfing aus königlicher Hand den Waffenbrief. Darauf wandte ſich die Dame des Belles-Couſines mit edlem Anſtande zu dem ritterlichen Jünglinge und legte ihm das reiche Armband um. Saintré küßte mit inniger Rührung den Saum ihres Kleides, gieng darauf, von den Herrn des Hofes und den Rittern begleitet, auf die Wieſe, ſchwang ſich leicht auf ſein Roß, gab ſeinem Gefolge ein Zeichen und verließ das königliche Schloß, nachdem er noch einmal einen

Digitized by Google

Blick und einen Gruß dem Balkone zugeworfen hatte, auf welchem die, welche ihm theurer war als das Leben, noch lange dem geliebten Jüngling nachschaute und sich der Thränen nicht erwehren konnte.

Der Ritter — so wollen wir ihn der Kürze wegen künftig nennen*) — schlug zuerst die Straße nach Arragonien ein, wohin er schon einen Herold vorausgesandt hatte. So schmerzlich ihm der Abschied von seiner Geliebten seyn mußte, so erfüllte ihn doch die Aussicht auf Ruhm mit Hoffnungen, die ihm das Wiedersehen freilich in einem ganz andern Lichte erscheinen ließen, als es ihm leider später zu Theil werden sollte. Wir dürfen indessen unseren Helden noch nicht auf seiner ruhmvollen Laufbahn begleiten; wie die Dame des Belles-Cousines ihren Verlust ertrug, erfordert unsere Aufmerksamkeit für den Augenblick in einem um so höheren Grade, als wir schon aus dem Grunde vermuthen können, sie werde einen schweren Kampf zu kämpfen gehabt haben, weil sie auch nicht eine Vertraute hatte, an deren Busen sie in ihrer Ver-

*) So lange er den Ritterschlag noch nicht empfangen hatte, kam ihm dieser Titel eigentlich nicht zu; man nannte solche junge Helden, die erst durch Abentheuer der Ritterwürde werth werden wollten, in der französischen Hof- und Ritterspracbe ponrsuivants d'armes.

Digitized by Google

lassenheit hätte Trost suchen können, und sie in einer Lage war, wo es ihre Ehre erforderte, den Grund ihrer Traurigkeit nicht offenbar werden zu lassen.

So wenig auch die Thränen beachtet wurden, welche die Prinzessin bei Saintré's Abschied vergoß, weil sich unter den ersten Damen des Hofes kaum eine einzige befand, der sich nicht eine Thräne der Rührung über die Wangen gestohlen hätte, so mußte doch bald ihre Blässe und andere Anzeigen eines tiefgreifenden Kummers jedem, der sie täglich sah, höchst auffallend seyn. Sie verlor ihre gewohnte Lebhaftigkeit, brachte die Nächte schlaflos zu und welkte sichtlich hin, so daß der ganze Hof und besonders die Königin ihrer Gesundheit wegen in die größte Besorgniß gerieth. Als sie nun eines Tages der Königin ihren gewöhnlichen Morgenbesuch nicht machte, sandte diese ohne Weiteres ihren Leibarzt den Doctor Hurt, zu ihr, obgleich die Prinzessin sich bis jetzt standhaft geweigert hatte, ärzliche Hülfe anzunehmen.

Es war damals bei den Aerzten Sitte, sich ein strenges, gravitätisches Ansehen zu geben; wer keine Brille trug, um anzudeuten, daß er sich durch nächtliche Studien die Augen verdorben habe, wer nicht stets in Sentenzen sprach und vorzüglich nicht mit griechischen und lateinischen Kunstausdrücken um

Digitized by Google

sich warf, der erweckte in der Regel kein Zutrauen.

Nicht so Messire Hurt, denn obgleich er seine Kunst aus dem Grunde verstand, so affectirte er doch die Gründlichkeit keineswegs auf eine so alberne Weise, wie fast alle seine Collegen. Im Gegentheile, war er nicht ganz von aller Scharlatanerie frei, so besaß er die eines Weltmannes. Keine Krankheit schien ihm leicht gefährlich; er heiterte seine Patienten auf und wußte vor Allen den Damen zu gefallen, denn es war ihm unmöglich, ein Rezept für ein Frauenzimmer zu schreiben, ohne ihr zugleich etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Auch war er schon vermöge seines Amtes in alle Hofcabalen eingeweiht und nicht leicht blieb ihm ein Geheimniß unbekannt, welches am Hofe mehrere Mitwisser hatte. Bei Saintré's Verschwiegenheit ist es nicht wahrscheinlich, daß ihm etwas von dem Verhältnisse des Pagen und nachmaligen Mundschenks mit der vornehmsten Prinzessin am französischen Hofe zu Ohren gekommen sey; aber hätte er auch alle ihre Gedanken haarklein gewußt, alle ihre Empfindungen auf's genaueste gekannt, so wäre er doch viel zu fein gewesen, sich das Geringste davon gegen die hohe Patientin merken zu lassen.

Messire Hurt that bei seinem Besuche bei der Dame des Belles-Cousines anfangs alle die gewöhnlichen unbedeutenden Fragen, aus denen er unmög-

Digitized by Google

lich über ihren Zustand Aufklärung erhalten konnte. Indessen ließ sich aus ihren verweinten Augen und aus einigen halb erstickten Seufzern selbst für einen Layen leicht errathen, daß sie einen geheimen Kummer haben müsse. Er ergriff ihren schönen Arm, fühlte ihr den Puls, der sehr ungleich schlug, und setzte seine Untersuchungen und Fragen so weit fort, daß es ihm wenigstens klar wurde, das Herz der Prinzessin müsse für Eindrücke gewisser Art in hohem Grade empfänglich seyn. Der kluge Arzt kannte indessen den hochmüthigen Character der Dame des Belles-Cousines zu wohl, als daß er seine Entdekung in ihrem ganzen Umfange hätte aussprechen sollen; im Gegentheil suchte er ihr Zutrauen dadurch noch mehr zu gewinnen, daß er ihr sagte: „O, Madame, wie sehr bedaure ich Sie! Ich weiß, was Ihnen fehlt, aber es steht nicht in meiner Macht, Sie zu heilen. Nicht in meiner Kunst, in Ihrer Willensstärke liegt die Arznei für Ihre Krankheit. Die Geheimnisse Ihres Herzens sind mir zu heilig, um noch mehrere Fragen an Sie zu richten; aus meiner Untersuchung geht schon hinlänglich ..." „O Messire," schluchzte die schöne Wittwe, und aus ihren Augen ergoß sich ein Strom von Thränen, „ich sehe schon, daß Ihrem Scharfblicke nichts verborgen bleiben kann. Ja, Sie sehen in mir die unglücklichste aller Frauen und begreifen, daß mir

in diesem Augenblicke der Aufenthalt bei Hofe unerträglich seyn muß, ich bedarf der Einsamkeit, um dort die Ruhe zu suchen, die mich hier für immer flieht. O, stehen Sie mir bei, edler Mann, daß ich von der Königin die Erlaubniß erhalte, den Frühling auf meinem Schlosse bei Chalons zubringen zu dürfen."

Messire Hurt schwur der Prinzessin, auf der Stelle mit der Königin deßhalb zu reden und versicherte, er würde es schon so einzuleiten wissen, daß Ihre Majestät unmöglich dieser Reise zuwider seyn könnte. Dat beruhigte die Dame des Belles-Cousines einigermaßen; sie zog einen Diamantring vom Finger und überreichte ihn dem Doctor als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit. „Behalten Sie diesen Ring zum Zeichen meiner Hochachtung und Dankbarkeit," sprach sie, und Messire Hurt zog sich mit Dankbarkeit und Rührung zurück.

Von der Dame des Belles-Cousines begab sich der Arzt sogleich zur Königin, um dieser Rechenschaft vom Gesundheitszustande der Prinzessin abzulegen. Er sagte, er fände die hohe Patientin bedenklich krank und hielte eine Luftveränderung als das wirksamste Mittel an, sie schleunig wieder herzustellen. Auf die Frage der Königin, was ihrer Cousine denn eigentlich fehle, wußte der schlaue Doctor in so allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken zu antwor-

Digitized by Google

ten, daß die Königin unmöglich mehrere Fragen an ihn richten konnte, obgleich sie weit entfernt war, den wahren Zustand der Prinzessin auch nur zu ahnden. Sie willigte indessen, wie sich von selbst versteht, in die Abreise, so sehr ihr auch der Verlust einer so angenehmen Gesellschafterin im höchsten Grade schmerzlich seyn mußte.

Die Königin begab sich am Abende persönlich zu der Kranken und drückte ihr Leidwesen über die vom Arzte verordnete Reise und noch mehr über die Ursache aus, welche dieselbe nothwendig mache. Da aber Messire Hurt dieses Mittel einmal für das wirksamste halte, so meinte die Königin selbst, man müsse ihre Abreise so sehr als möglich beschleunigen. Diesen Rath nahm die Dame des Belles-Cousines mit vieler Bereitwilligkeit an, befahl ihren Kammerfrauen, auf der Stelle die nöthigen Anstalten zur Reise zu treffen, und befand sich nach wenigen Tagen schon auf dem Wege nach ihrem schönen Schlosse, welches nicht so gar weit von dem Ritterſitze lag, auf welchem Saintré geboren war und von dem ihm vor Kurzem durch den Tod seines Vaters das Eigenthum zugefallen war. Süße Erinnerungen mochten dazu beigetragen haben, daß die Dame des Belles-Cousines gerade dieses Schloß zu ihrem Aufenthaltsorte auserkoren hatte; die Hoffnung, ihren Geliebten bald zu sehen, konnte es

wenigstens nicht seyn, was diese Wahl veranlaßt hatte.

Dieser junge Held hatte sich nämlich, wie wir oben gesehen haben, bei seinem Auszuge aus Paris nach Spanien gewandt. Der König von Arragonien hatte damals seine Hofhaltung in Pampeluna, dorthin schickte Saintré von der Gränze aus noch zwei Herolde, um von diesem Fürsten die Erlaubniß zu erbitten, ihm persönlich seinen Waffenbrief überreichen zu dürfen. Dieß wurde ihm mit Freuden gestattet, denn der Ruf war schon vor ihm ausgegangen; Ritter und Damen fanden sich ein, um seinen Einzug mit anzusehen, und wurden von dem edlen Anstande des schönen Ritters und von der fürstlichen Pracht seines Gefolges im höchsten Grade überrascht. Die Ritter drängten sich um die Ehre, die erste Lanze mit ihm zu brechen, aber diese wurde einem nahen Anverwandten des Königs, dem Bruder der schönen Prinzessin Donna Alienora von Cordova zu Theil. Don Alonso — so hieß der Prinz, wurde Saintré'n vom Konige selbst als sein Kämpfer vorgestellt, von ihm sdlbst mit einem ritterlichen Handschlag begrüßt und gefragt, ob er mit des Königs Wahl zufrieden wäre. „Die Ehre, die Ihr mir anthut, edler Ritter," erwiederte Saintré bescheiden, „ist so groß, daß ich sie nicht ohne zu erröthen annehmen kann."

Digitized by Google

Don Alonso stellte darauf den jungen Ritter den Damen vor. Vor allen glänzte unter diesen des Prinzen Schwester, Donna Alienora, deren blühende Schönheit auf Saintré einen um so lebhafteren Eindruck machte, als er eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihr und seiner Geliebten zu entdecken glaubte, die durch das was die Nationalität hinzufügte keineswegs verlor. Wer weiß, mag vielleicht dieser oder jener Leser in diesem Augenblicke denken, ob Saintré in ihr nicht vielleicht einen Ersatz für seine abwesende Schöne finden wird, die denn doch schon die ersten Blüthenjahre hinter sich haben muß. Wer aber so denkt, der zeigt, daß er weder das treue Herz unsers Ritters kennt, noch sich eine richtige Vorstellung von den Reizen der Dame des Belles-Cousines macht, denn trotz dem, daß sie jetzt vier bis fünf und zwanzig Jahr alt war, athmete sie noch eine solche Jugendfülle, daß man sie den schönsten achtzehnjährigen Fräulein, welche am Pariser Hofe erschienen, mit Recht an die Seite setzen konnte.

Uebrigens sind wir keineswegs gemeint, die Vorzüge von Donna Alienora durch dieses Lob zu schmälern. Sie war allerdings weit jünger, kaum siebenzehn Jahr alt, schlank gewachsen, hatte Gesichtszüge, welche einen hohen Adel der Seele verkündeten, schwarze feurige Augen, langes schwarzes

Haar, welches in Locken auf ihre glänzend weiße Schultern herabfiel, und einen in Spanien ungewöhnlichen weißen Teint. Hätte Saintré längere Zeit am arragoniſchen Hofe verweilen können, ſo möchte vielleicht die oben bezeichnete Meinung ſich als die richtige ausgewieſen haben, denn, das müſſen wir geſtehen, außer der Dame des Belles-Couſines hatte niemals ein Weib Saintré'n ſo ſehr gefallen als Alienora. — Doch wir müſſen ſehen, was aus unſerem Turniere wird.

Wer eher Chroniken aus dem Mittelalter geleſen hat, wird wiſſen, daß es den Chronikenſchreibern jener Zeit unmöglich war, ſich nur einigermaßen kurz zu faſſen, wenn die Rede auf ein Turnier oder etwas dem ähnlichen kommt. Ehe noch der Kampf beginnt, iſt der Leſer ſchon durch die Schilderung der furchtbaren Ritter, der ſchnaubenden Roſſe und durch die breite Erzählung in den Sand geſtreckt; entweder er ſucht ſein Heil in der Flucht und läßt den Folianten im Stich, oder er wird die Beute, wenn auch nicht des Todes, ſo doch ſeines Bruders des Schlafes. Wir halten es für unſere Pflicht dem Leſer dieſen Schimpf zu erſparen, er muß aber dafür auch ganz auf dieſes prachtvolle Schauſpiel verzichten und uns auf's Wort glauben, daß der tapfere Saintré ſiegreich

Digitized by Google

aus dem Kampfe mit Don Alonso hervorging, ohne daß ihm auch nur die Haut geritzt wurde.

Wir hätten schon bemerken sollen, daß Don Alonso einer der ersten Helden auf der pyrenäischen Halbinsel war, und das wollte damals, wo die christlichen Ritter sich täglich mit den Arabern herumschlugen, allerdings sehr viel sagen. Man kann aus diesem Umstande auf die Wirkung schließen, welche Saintré's Sieg am Hofe des Königs von Arragon hervorbrachte; der größere Theil des Hofes war vor Wuth außer sich, daß ihr Nationalstolz so zu Schanden gemacht worden war, manche waren aber auch mit Bewunderung gegen den Heldenjüngling erfüllt, der sich mit so vielem Anstande und doch mit steter Beibehaltung der größten Bescheidenheit bei seinem Glücke benahm. Zu diesen letztern gehörten vorzüglich die jüngern Damen, die jedoch dem Fremdlinge ihren Beifall nicht offen zu zollen wagten, um nicht unnational zu erscheinen. Selbst Donna Alienora, die doch noch einen besondern Grund hatte, Saintré zu hassen — denn es war ihr leiblicher Bruder, den die Schmach getroffen hatte und der sich nicht außer Lebensgefahr befand — wollten einige eher in die zweite als in die erste Klasse setzen. Schluchzend und weinend ging sie zwar ihrem Bruder nach, als man ihn schwer verwundet vom Kampfplatze trug, aber sie

konnte es nicht unterlassen, sich nach dem schönen grausamen Sieger umzuschauen, der Schuld an ihren Thränen war. Ohne Zweifel wünschte sie ihn vor sich zu haben, um ihre Rache recht nach Gefallen an ihm auslassen zu dürfen. Es scheint wirklich viel Bosheit dazu zu gehören, dieses Umschauen auf andere Weise auszulegen; in Thränen wegen ihres Bruders Schmach und dabei hätte ihr der Urheber dieser Schmach noch gefallen sollen?! — Doch nicht zu voreilig! jedes Ding hat seine Schatten-, aber auch seine Lichtseite. Was hatte denn der Sieger anders gethan, als sich dessen erwehrt, was seinem Gegner jetzt widerfahren? War es seine Absicht gewesen, diesen schönen schwarzen Augen Thränen zu entlocken? Nein gewiß nicht; der siegreiche Ritter schaute ihr nach, der schönen Prinzessin, mit einem Blick, so liebevoll, daß sein Todfeind selbst nicht ungerührt hätte bleiben können, und das weiche Herz Alienorens hätte fühllos bleiben sollen? — Aber was half Umschauen, Nachschauen? Alienora mußte fort, um ihren Bruder zu pflegen, und Saintré erhielt vom Könige den Rittelschlag, ohne daß sie dieser feierlichen Handlung hätte beiwohnen können.

Saintré'n mußte bei dieser Ceremonie nothwendig das Bild seiner Geliebten vor die Seele treten, die ihn bei seinen Kampfübungen stets ermu-

Digitized by Google

thigt hatte und welcher er den heutigen zu verdanken, so gern sich glauben machte. Er vergegenwärtigte sich ihre holden Züge als stünde sie leibhaftig vor ihm, er dachte an die süßen Stunden zurück, die er einsam mit ihr verlebt, und das Bild Alienorens, so wie aller übrigen arragonischen Schönen erschien ihm nicht mehr in dem Glanze wie zuvor. Indessen möchten wir, wie gesagt, nicht dafür einstehen, daß dieß auch beständig der Fall geblieben wäre, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre. Als nämlich das Fest, welches der König Saintré'n zu Ehren gab, eben recht beginnen sollte, kam ein Eilbote vom Könige Johann von Frankreich und forderte den Ritter auf, seiner Lehenspflicht gemäß dem Könige und dem Vaterlande beizustehen, welche von England hart bedrängt würden.

Es ist leicht zu erachten, daß unserem Ritter dieses Aufgebot eben nicht sehr zur gelegener Stunde kam. Er hatte gehofft seines Sieges jetzt in Pampeluna in Ruhe genießen zu können, und er freute sich schon auf die andern Höfe, die er seiner Verabredung mit der Dame des Belles-Cousines gemäß, noch hatte besuchen wollen. Ein Krieg gegen die Engländer bot ihm freilich auch Gelegenheit genug dar, sich auszuzeichnen, aber sein Sinn für das Romantische durfte bei Kämpfen

Digitized by Google

in seinem Vaterlande nicht so sehr auf Befriedigung rechnen, als wenn er fremde Länder durchstreifte. Auch wurde der englische Krieg auf so eine Weise geführt, die wirklich nicht viel Anziehendes für einen jungen Helden haben konnte. Es kam selten zur Schlacht, sondern man schränkte sich meistens auf Vertheidigung und Belagerung fester Städte und Schlösser ein, eine Weise Krieg zu führen, die nicht leicht glänzende Resultate hervorbrachte.

Der Befehl des Königs litt indessen keinen Aufschub. Ohne seinen Ruhm am arragonischen Hofe auch nur noch einen Tag zu genießen, ohne die schöne Alienora für die Unruhe, die er ihr gemacht, um Verzeihung gebeten und ein Lebewohl aus ihrem Munde vernommen zu haben, schwang sich der Ritter auf sein siegreiches Roß, verließ zum innigen Bedauern für so manche Fräuleins die Residenz und erreichte mit dem Gefolge seiner Reisigen am folgenden Tage die französische Gränze.

Theils um sich für diesen Verlust zu entschädigen, theils auch um genauere Instructionen einzuholen, nahm der Ritter seinen Weg über Paris. So glänzend sein Empfang bei Hofe war, so sehr der König und die Königin ihren Günstling mit Ehrenbezeugungen überhäuften, so gewährte ihm sein Aufenthalt in der Hauptstadt doch bei weitem

Digitized by Google

nicht das, was er sich davon versprochen hatte. Denn war es der Ehrgeiz, dem zu fröhnen er dorthin gegangen war? Die, welche seine Augen suchten, war fern auf ihren Gütern, und es war ihm nicht gestattet, noch einige Tage mehr zu opfern, um von ihr eine süße Belohnung für seine Thaten zu erhalten und sie seiner treuen Liebe zu versichern.

Nach einem kurzen Aufenthalte an den Ufern der Seine eilte er, wohin die Pflicht ihn rief und seine Ankunft belebte das weichende Heer mit neuem Muthe.

Während Saintré so von einem Lande in das andere getrieben wurde, lebte seine Geliebte ruhig auf ihrem Landsitze. An den Luxus und die Pracht gewöhnt, welche Philipp der Schöne am französischen Hofe eingeführt hatte, erschienen ihr die hölzernen Gallerien und die nach altfranzösischer Weise gewölbten Zimmer ihres Schlosses, die sie mehrere Jahre nicht gesehen hatte, eben nicht sehr anziehend. Nachdem sie sich von ihrer Krankheit etwas erholt hatte, konnte es auch nicht fehlen, daß ihr die Einsamkeit, nach welcher sie sich am Hofe so sehr gesehnt hatte, nicht immer gleich wünschenswerth vorkam. Von Jugend auf hatte sie in einem vielbewegten Leben gelebt, kaum war ein Tag vergangen, der nicht in dieser oder jener Beziehung

irgend etwas Festliches für sie gehabt; wie sollte da das ewige Einerlei des Landlebens für sie auf die Länge haben anziehend seyn können? Sie suchte sich auf allerlei Art zu zerstreuen, sie besuchte die nächsten Umgebungen ihres Schlosses, sie ordnete Verschönerungen in ihren Gärten an; aber alle diese Mittel waren nicht wirksam genug, um den Trübsinn, der sich ihrer bemächtigt hatte, völlig zu verbannen.

Als sie einst bei sehr hellem Wetter mit ihren Damen auf dem Altane saß und frühstückte, kam es ihr vor, als hörte sie in weiter Ferne hinter dem Walde, der ihr verstecktes Schloß rings umgab, ein Glockengeläute. Die Dame des Belles-Cousines ließ sogleich den Schloßvogt rufen, um Erkundigungen einzuziehen, woher der Schall kommen könne und ob sie sich wirklich nicht täusche. Der alte Bretigny (so hieß der Schloßvogt) war sehr verwundert, daß seine Gebieterin noch nicht einmal wußte, daß die schöne und reiche Abtei Valverte, die ihre Vorfahren selbst mit gegründet hätten, nur einige Meilen von ihrem Schlosse entfernt läge. Jährlich wird einmal allgemeine Absolution ertheilt, setzte er hinzu, und das wird heute gerade der Tag seyn; man läutet auch mit allen Glocken.

Wir haben schon im Anfange unserer Erzählung

berichtet, daß die schöne Wittwe sich sehr zur Frömmigkeit neigte, und sicher hätte sich ihr gefühlvolles Herz schon weit früher mehr der Religion zugewandt, wenn sie nicht Saintré's Bekanntschaft gemacht hätte. Nur zu häufig läßt sich das zarte weibliche Gemüth, und nicht gerade bei den Schlechtesten dieses Geschlechtes, durch den ersten Eindruck eines an sich nicht verwerflichen Gefühles auf lange Zeit hinausbestimmen. So war es der Dame des Belles-Cousines ergangen; zwar mochte sie sich gewissermaßen mit Recht sagen, sie hätte nie bei ihrem Thun und Lassen ihre eigne Persönlichkeit vor Augen gehabt, sondern ganz Saintré'n zu Liebe gelebt; aber auf der andern Seite konnte sie doch auch den Gedanken nicht von sich entfernen, daß sie immer ihr Vergnügen, die Befriedigung ihrer Wünsche nebenbei erreicht hatte, und die Frage, ob sie dabei stets vorwurfsfrei geblieben sey, wagte sie sich selber nicht zu bejahen. Ihre Krankheit hatte ihr einen zu sprechenden Beweis geliefert, daß dieß nicht der Fall sey.

Genug, die Dame des Belles-Cousines gerieth bei dem Glockengeläute auf allerlei Gedanken und Betrachtungen, die den Entschluß in ihr erweckten, die Reinigung von allen Sünden, welche die Kirche ihr heute anbot, nicht leichtsinnig auszuschlagen.

Digitized by Google

Sie stand auf und gab Befehl, ihren Wagen vorfahren zu lassen, um sich auf der Stelle in die Abtei zu begeben.

Diese Abtei, welche den Bernhardinern gehörte, war ein weitläufiges Gebäude, dessen äußere Wände mit gothischen Zierathen überladen, das aber inwendig mit allen Bequemlichkeiten des Lebens wohl versehen war. Die bändereiche Bibliothek war freilich bestäubt und gerade nicht in der besten Ordnung aufgestellt, aber in Küche und Keller war alles auf's Säuberste gehalten, und im Refectorium herrschte nicht nur die größte Accurateſſe, sondern sogar fürstliche Pracht.

Der Abt, der in diesem Kloster herrschte — denn dieß that er fast mit morgenländischem Despotismus — konnte höchstens sechs und zwanzig Jahr alt seyn. Er war der Sohn eines reichen Landmannes aus der Umgegend, welcher sich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, und in jener Provinz der allgemeinsten Achtung genoß. Unseren jetzigen Landleuten wird es freilich sehr schwer, wenn nicht unmöglich, sich auf eine Art auszuzeichnen, daß das ganze Land aufmerksam auf sie wird, aber in jenen Zeiten, wo das Faustrecht galt, war dieß so schwer nicht. Gerade damals war Frankreich mit Abentheurern überschwemmt, die sich in Banden zusammenrotteten, sich selbst

ihre Anführer wählten und in Kriegszeiten bei dieſem oder jenem Monarchen Dienſte nahmen, je nachdem ihnen ein höherer Sold geboten wurde. In Friedenszeiten aber lebten ſie lieber vom Raube, als daß ſie ſich einem nützlichen Gewerbe widmeten, welches ſie gleich mühſam und unehrenhaft dünkte. Gegen ſolches Raubgeſindel war nun der Vater des Abtes von Valverte an der Spitze ſeiner Mitbürger mehreremale zu Felde gezogen und ſtets als Sieger heimgekehrt. Dieſer tapfere Bauer konnte zwar ſelbſt weder leſen noch ſchreiben, aber er glaubte doch, daß dieß ſeinen Kindern nichts ſchaden würde und hatte ſie zum Theil deßhalb zum Theil auch ſeinem Pfarrer zu gefallen, der ſich gern einen gelehrten Anſtrich gab, bei dieſem ſo viel unterrichten laſſen, als die ländlichen Arbeiten ihnen Mußeſtunden übrig ließen. Der älteſte ſeiner Söhne hatte alle Anlage einſt ein tüchtiger Bauer und guter Familienvater zu werden; aber der zweite war ein wahres Wunderkind. Schon in ſeinem ſechszehnten Jahre konnte er nicht bloß leſen und ſchreiben, ſondern als Chorſchüler überſchrie er ſo gut den Vicar als den Kantor und das Gewölbe der Kirche dröhnte von ſeiner ſonoren Stimme. Das große Kreuz trug er bei der Prozeſſion ganz leicht mit einer Hand und zwei Glocken läutete er ohne Mühe zu gleicher Zeit, alles

Digitized by Google

Dinge, die ihre Wirkung auf den Pfarrer nicht verfehlen konnten und die ihn seiner Meinung nach zu der Prophezeihung berechtigten: „Adrian werde einmal ein großes Licht der Kirche abgeben, wenn der Vater ihn geistlich werden ließe.“ Der gute Pfarrer konnte nicht anders, als seinem tapfern Sänger alles zum Besten auszulegen; sah er ihn zum Beispiel seine Kameraden durchprügeln, so hieß es, er sey zum Befehlen geboren und werde eine hohe Würde im heiligen Stande erlangen. Dem dringenden Anliegen des Geistlichen setzte der Vater um so weniger Widerstand entgegen, als der Bube doch zu Feldarbeiten keine Lust hatte und statt dessen lieber den Bauerndirnen im nahe gelegenen Wäldchen bei'm Nüssepflücken half. Er verschob es daher nicht länger, den Wünschen seines Beichtvaters zu willfahren und brachte seinen geliebten Sohn in die Abtei Valverte, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Der junge Novize hatte glänzende Anlagen für die Lebensart, welche sich trotz der strengen Regel des heiligen Bernhard in diesem Kloster eingeschlichen hatte. Es konnte nicht fehlen, er mußte bald der Held des Chores, der Küche und des Kellers werden, denn wer konnte sich mit ihm in Aufehung der Stimme messen? wer konnte, wie er, ein volles Faß mit einer Hand aufheben? wer

Digitized by Google

konnte eine Tischgesellschaft so gut mit lustigem Schwanke unterhalten, wie er? Bei diesen hervorstechenden Talenten mußte es ihm ein leichtes werden, sich bei den Ordensbrüdern und dem heitern Abte beliebt zu machen. Er schwang sich daher schnell zu den ersten Aemtern im Kloster empor, und als der Abt fünf bis sechs Jahre, nachdem unser Adrian sein Gelübde abgelegt hatte, von einem plötzlichen Krankheitsfall betroffen und dem Tode nahe war, zeigte er vor den um ihn versammelten Mönchen mit dem Finger auf den beliebten jungen Bruder (denn sprechen konnte er nicht mehr), worin man — ob mit Recht oder Unrecht können wir nicht entscheiden — eine Empfehlung zum Nachfolger als Abt des Klosters Valverte zu erkennen glaubte. Am Tage nach der Beerdigung des Abtes wurde ein Kapitel gehalten, Bruder Adrian wurde einstimmig erwählt und empfing vom Bischofe die Weihe.

Zu dieser Abtei wallfahrtete also jetzt die Dame des Belles-Cousines mit reuigem Herzen und in der Hoffnung, am Fuße des Altars einigen Trost zu finden. Bei ihrer Ankunft, die durch den Stallmeister schon vorher angezeigt worden war, kamen ihr vier Brüder mit einem Traghimmel entgegen und der Abt selbst empfing sie mit dem silbernen Kreuze in der Linken an der innern

Digitized by Google

Kirchenthür, und reichte ihr beim Eintritte den Weihwedel. Nachdem sie darauf einen mit Sammt ausgeschlagenen Stuhl beim Altar eingenommen, intonirte des Abtes schöne klangreiche Baßstimme das Te Deum und wiederholte abwechselnd mit dem Chor die einzelnen Verse. Der schöne Gesang machte einen so tiefen Eindruck auf die Dame des Belles-Cousines, daß sie nicht umhin konnte, ihre glänzenden Augen zum ehrwürdigen Sänger zu erheben, den dieß fast aus dem Text gebracht hätte.

Nach der Messe und Absolution begleitete der Abt mit den Aeltesten des Klosters die Prinzessin vor die Kirchenthür, und diese machte schon Anstalt nach Hause zu fahren, als Adrian ihr unterthänig vorstellte, es sey schon zu spät, um noch zur Mittagszeit in ihrem Schlosse einzutreffen, und sie ersuchte, als Gründerin der Abtei, ihr auch die Ehre zu erweisen, sich in derselben auszuruhen und ein frugales Mahl einzunehmen. Der Dame des Belles-Cousines fiel gerade kein triftiger Grund bei, diese Einladung auszuschlagen, und ach! wir fürchten, es werden ihr auch keine triftigen Gründe beifallen, um sich den Verführungen zu widersetzen, die ihrer warteten.

Die Prinzessin war äußerst überrascht, als sie in einen schönen festlich geschmückten und zwischen

zwei lieblichen Gärten gelegenen Sommersaal geführt wurde, wo eine mit Silber bedeckte Tafel den Reichthum des Klosters kund that. Das ausgesuchteste Gastmahl wurde aufgetragen und der Abt, der natürlich neben der Prinzessin saß, schien jetzt minder verlegen, als am Morgen in der Kirche. Den Damen Isabelle, Johanne und Catharine, welche den schönen Wuchs und die männlichen Züge des Pfründners schon früher bewunderten, bot sich jetzt auch eine Gelegenheit dar, seine Jovialität und seinen launigen Witz kennen zu lernen, denn diese Eigenschaften entwickelte er in seiner Unterhaltung mit der schönen Wittwe wirklich auf eine außerordentliche Weise. Welches Urtheil fällte aber diese selbst über ihren geistlichen Tischnachbarn, den ihre Hofdamen so liebenswürdig fanden? Daß er ihr nicht gleichgültig geblieben war, das sah man leicht; sie sprach wider ihre Gewohnheit sehr wenig, sah meist auf ihren Teller und wenn sie ja die Augen aufschlug, so war es nur ein Blick, den sie dem Abte zuwarf, um sogleich wieder erröthend vor sich hinzublicken. Was war es, was eine solche Veränderung in ihrem Wesen hatte hervorbringen können? War es eine Leidenschaft, die unsere Leser und vorzüglich unsere Leserinnen um so verwerflicher finden werden, je lebhafter ihnen die früheren Verhältnisse der Dame

Digitized by Google

des Belles-Cousines noch vor Augen schweben? Wir wollen weder verdammen noch freisprechen; aber ein Paar Worte wollen wir uns erlauben, um diesen oder jenen, der geneigt seyn möchte, gleich sein Urtheil auszusprechen, zu bewegen, dasselbe noch ein wenig zurückzuhalten.

Wir wissen, in welcher Absicht unsere Heldin (verdiente sie doch noch lange diesen Namen!) die Abtei besucht hatte; in ihrem Verhältnisse zu Saintré fand sie etwas Tadelhaftes, etwas Sündliches und dieses durch Reue und Gnadenverkündigung wieder auszulöschen, hatte sie zum erstenmale, so lange sie auf dem Lande lebte, die heiligen Hallen betreten. Sie hatte diesen Schritt nicht etwa gethan, weil sie Saintré'n nicht mehr liebte; o nein, alle ihre Gedanken waren ihm zugewandt, gerade aus Liebe zu ihm, konnte man sagen, erschien ihr ihr früheres Leben jetzt in diesem häßlichen Lichte. Sie wünschte ihre Liebe zu ihm nach seiner Rückkehr, wo er sich, wie sie hoffte, einen Ruhm erworben haben sollte, welcher ihrer hohen Geburt gleichkäme, öffentlich auszusprechen und beim Könige um die Genehmigung einer auch kirchlichen Verbindung mit dem ersten der französischen Ritter nachzusuchen. Wie hätte sie nun bei diesen Gesinnungen, fragen wir, die sie noch vor wenigen Stunden gehabt hatte, sich auf einmal

so ändern können, daß sie sich nicht nur wieder dieselben Vergehungen zu Schulden kommen ließe, von denen sie so eben gereinigt zu seyn glaubte, sondern sich zu gleicher Zeit der Untreue gegen Saintré schuldig machte, dem sie noch eben so sehr verpflichtet zu seyn glaubte, als jemals. Zwar war Saintré schon mehrere Jahre abwesend und nach seiner kurzen Anwesenheit bei Hofe war der Prinzessin keine Kunde über ihn zugekommen. Warum gab er ihr nicht von Zeit zu Zeit Nachrichten? Hatte er im Kampfe gegen die Feinde seines Vaterlandes einen rühmlichen Tod gefunden? war unrühmliche Gefellschaft sein Loos? oder hatte gar eine andere sein Herz erobert? Dieser letzte mögliche Fall war für die Dame des Belles-Cousines der peinlichste, und doch wurde er ihr immer wahrscheinlicher, je sonderbarer die Art gewesen war, wie sie sich selbst der schwachen Feste seines Herzens bemächtigt hatte. Konnte sie hoffen, daß ein coup de main (denn überrumpelt hatte sie den jungen Saintré doch, das mußte sie sich gestehen) ihr den Besitz derselben auf ewig sichern werde? Saintré zog vielleicht von Hof zu Hof und drohten nicht hier seiner Treue eben so viele Gefahren, als dort im Kampfe seinem Leben gedroht hatten?

Aehnliche Gedanken wie diese mochten der Grund der räthselhaften Schweigsamkeit der Dame des

Belles-Cousines seyn, welche der Abt auf alle Weise in gesprächige Heiterkeit zu verwandeln bemüht war. Er verglich die Gründerin der Abtei mit den Heiligen des Paradieses, ja sogar mit Venus selbst, die er aus einem alten Deckengemälde ein wenig kennen gelernt hatte. Obschon die Prinzessin kein Mißfallen über dergleichen Aeußerungen laut werden ließ, so gelang es dem ehrwürdigen Herrn doch auch für dießmal nicht, sie so zu sehen, wie er sie stets zu sehen gewünscht hätte. Indeß ließ er sich hiedurch in seinen Bemühungen um sie nicht irre machen. „Ich hoffe," sagte er gegen Ende der Tafel, „die hohe Gründerin unserer Abtei wird die Statuten unseres Ordens nicht verletzen wollen. Eins der wichtigsten, welches der heilige Bernhard uns vorgeschrieben, ist aber das der Gastfreundschaft. Jeder, der unsere Klöster besucht, muß drei Tage lang beherbergt und bewirthet werden, als gehörte er zu dem Orden. Die Mönche nehmen es sogar als ein Recht in Anspruch, daß der Fremde wenigstens einen Tag bleibe, um ihren Gebeten beizuwohnen. Bedenken Sie wohl, Madame, daß Sie zu uns gekommen sind, um Ablaß zu erhalten, daß Sie also auch um so mehr verpflichtet sind, unsere Statuten streng zu halten, und uns wenigstens einen Tag schenken müssen."

Digitized by Google

Die Prinzessin schien ein wenig verlegen, ob sie diese Einladung annehmen sollte oder nicht und bedachte sich einen Augenblick; da vereinigten die drei Hofdamen ihre Bitten mit denen des Abtes, und nun mußte sie sich wohl verloren geben. Sie versprach mit so sanftem Blick bis zum folgenden Tage zu bleiben, daß der Abt sich nicht enthalten konnte, sich vor sie auf die Kniee zu werfen und den Saum ihres Kleides zu küssen.

Als die Tafel endlich aufgehoben war, führte der Wirth seine hohe Gönnerin zu einem leichten und bequemen Jagdwagen und machte mit ihr eine Spatzierfahrt, um ihr die schönen Aussichten, die einige nahe Hügel darboten, zu zeigen, und vielleicht auch, um sich einmal ohne Zeugen mit ihr unterhalten zu können, denn ihre Hofdamen hatten ihren besondern Wagen. Die Prinzessin erzählte ihrem galanten Begleiter unterwegs, wie es gekommen sey, daß sie sich entschlossen habe, dem Hofleben zu entsagen und sich auf ihr abgelegenstes Schloß zurückzuziehen. Ob die Prinzessin in ihrer Darstellung ganz bei der einfachen Wahrheit geblieben sey, können wir um so weniger zu entscheiden wagen, als unser Chronist selbst sich alles Urtheils darüber enthält; aber so viel ist ausgemacht, daß der Abt ihren Entschluß im höchsten Grade billigte, jedoch nur in der festen Voraus-

setzung, sie werde häufig an dem Gottesdienste in der Abtei Valverte Theil nehmen und sich diejenigen Vergnügungen nicht entsagen, welche ihre Anlage zur Schwermuth ihr um so dringender zur Pflicht mache.

So wie sie wieder von ihrer Spatzierfahrt zurückkehrten, ließ der für die Unterhaltung der Prinzessin unaufhörlich besorgte Abt eine hübsche Collation auftragen, Gefrornes, Limonaden und kühlende Getränke aller Art standen zur Auswahl bereit. Die Dame des Belles-Cousines war mit ihren neuen Empfindungen, welche einen immer entschiedeneren Charakter annahmen und ihre kurze Reue bald völlig erstickten, zu sehr beschäftigt, als daß sie äußerlich hätte zeigen können, sie lege einen Werth auf die Aufmerksamkeiten des Abtes, aber in ihrem Herzen nahm er schon einen der ersten Plätze ein. Die Sonne neigte sich zum Untergange, aber die Prinzessin sah ohne Wehmuth einen Tag scheiden, der ihr freilich im höchsten Grade interessant gewesen war, der sie aber auch mit Sicherheit darauf schließen ließ, der Abt werde auch dem Abend einen eigenen Reiz zu verleihen wissen.

Auf einen Wink des Klosterdespoten erschienen zwanzig Novizen mit Fackeln und Armleuchtern, um die Dame des Belles-Cousines mit ihrem

Digitized by Google

Gefolge vom Altane, auf welchem sie bis nach Sonnenuntergange die milde Kühle genossen hatte, in einen reichverzierten Saal zu führen, wo sie bei ihrem Eintritte von einer ländlichen Musik empfangen wurde, welche die Gesellschaft aufs angenehmste überraschte.

Die Prinzessin war jedoch durch die verschiedenen Ergötzlichkeiten, die so schnell auf einander gefolgt waren, und die neuen Gedanken, die sie überwältigten, in einen Zustand versetzt, der ihr unmöglich erlaubte, den neuen Festen, welche dieser Empfang anzudeuten schien, lange Aufmerksamkeit zu schenken. Einige Augenblicke Ruhe schienen ihr jetzt das wünschenswertheste; sie begab sich in eines der Zimmer, welche ihr zur Wohnung eingerichtet waren, und unseren Abt aus ihren Augen zu verbannen, wäre eine unverzeihliche Unartigkeit gewesen.

Ueber das, was an diesem Abende sich in der Abtei noch begab, finden wir in unserer Chronik nichts verzeichnet. Der Verfasser springt mit einemmale zum Erwachen der Prinzessin über, wobei er bemerkt, daß die Augen der Prinzessin glänzender gewesen, als er sie jemals gesehen. Hierbei fällt uns nur auf, daß, da der alte Herr als Augenzeuge über Dinge spricht, bei denen selbst hohe Herrschaften gewöhnlich keine Historiographen hinter

Digitized by Google

die Coulissen stellen — daß er dennoch, sage ich, am Abende so plötzlich abbrach. Der Abt kann nicht bei der jungen fürstlichen Wittwe geblieben seyn, so viel ist freilich an sich klar, und wenn wir in einem Roman nicht erst besonders erwähnt finden, daß der junge Graf, nachdem er zum Handkusse zugelassen, auch wirklich Stock und Hut genommen, so wundern wir uns nicht darüber. Aber in den Chroniken des 14ten Jahrhunderts, in den französischen Chroniken, und besonders in unserer Chronik, die so minutiös zu Werke geht, man möchte sagen mit diplomatischer Genauigkeit das Unbezweifelte von dem Dubiösen scheidet und sonst keinen Augenblick der Zeit, die sie zu behandeln hat, unausgefüllt läßt; soll es bei diesem nicht auffallen, zu sehen, daß in einer Abtei weder von Horen noch Nachtmetten die Rede ist, und das alles an einem Festtage, wo große Absolution ertheilt worden ist?

Wir können unsern Lesern hier eben so wenig helfen, als uns selbst, und überlassen es ihnen, zu denken, was sie Lust haben, unter der Voraussetzung, daß ihr Urtheil nur ein interimistisches sey; denn wir können ihnen zum Voraus versichern, daß wir noch Thatsachen beibringen werden, die sie in den Stand setzen, sich eine bessere Meinung über unsere Heldin zu bilden, als dies jetzt hat der

Digitized by Google

Fall seyn können. Genug, die Prinzessin erwachte am folgenden Morgen mit glänzendern Augen, als gewöhnlich, blieb lange im Negligé, und machte ihre Toilette in Gegenwart des Abtes, wobei dieser sich jedoch minder geschäftig, aber weit ehrerbietiger zeigte, als man nach seinem Benehmen am Tage vorher hätte vermuthen sollen. Indessen wurde es Mittag, man tafelte eben so glänzend, wie das Erstemal, und nach der Tafel begleitete der Abt die Dame des Belles-Cousines nach ihrem Schlosse zurück. Der Abschied wurde beiden Theilen dadurch versüßt, daß die Prinzessin versprach am nächsten Sonntage wieder dem Gottesdienste in der Abtei beizuwohnen. Noch vor diesem Tage aber traf ein Kammerherr der Königin auf dem Schlosse der Dame des Belles-Cousines ein, welcher ein eigenhändiges Schreiben der Monarchin überbrachte, worin diese sie dringend bat, ihre Rückkehr nach Hofe zu beschleunigen, da sie ihren Umgang so ungern entbehrte. Die Prinzessin war schon sieben Monate abwesend gewesen, die Berichte über ihren Gesundheitszustand hatten in der letzten Zeit sehr günstig gelautet, und sie hatte schon selbst etwas davon fallen lassen, daß ihr der Aufenthalt in Paris nicht mehr so zuwider seyn würde. Die Briefe dieses Inhalts waren aber noch vor ihrem Besuch in der Abtei Valverte abgesandt und seitdem hatte sich die

Digitized by Google

Gestalt der Dinge bedeutend verändert. Sobald die Dame des Belles-Cousines die Ankunft des Kammerherrn erfuhr, fühlte sie ihr altes Uebelbefinden wiederkehren; heftige Kopfschmerzen hinderten sie den Abgesandten der Königin sogleich vorzulassen, und erst am andern Tage, als die Patientin sich wieder hatte legen müssen, erlangte er es als eine besondere Gunst, sie in ihrem Krankenbette zu sehen. Das Helldunkel des Zimmers verbarg einigermaßen die gesunde frische Farbe, die sie wirklich noch nicht lange wieder erlangt hatte, und so erkannte der Hofmann die Unmöglichkeit, sie jetzt zur Rückkehr an den Hof zu überreden, obgleich ihm als Privatmann manche Bedenklichkeiten gegen ihr ernsthaftes Krankseyn aufstießen. So gewann unsere Prinzessin Zeit, noch mehr als einen Sonntag in der Abtei Valverte zuzubringen, und natürlich wartete der Abt ihr wiederum in ihrem Schlosse auf. Sie machten Spazierfahrten zusammen, sie gingen zusammen auf die Jagd, und hier war es vorzüglich, wo die Dame des Belles-Cousines die Gewandtheit und Leibesstärke ihres Anbeters (denn das war er doch!) zu bewundern mannigfaltige Gelegenheit hatte.

Wir müssen indessen jetzt unsere Schöne erst eine Weile spazieren fahren und jagen lassen, um uns auch einmal nach unserem Helden umzusehen, den

wir auf seinem Feldzug gegen die Engländer in der Normandie verlassen haben. Sein siegreicher Arm hatte den Feind aus einer Provinz nach der andern vertrieben; der König hatte ihm den Befehl über die ganze Armee anvertraut; man nannte ihn den Retter von Frankreich und man sah bei Hofe mit Sehnsucht seiner Rückkehr entgegen, um ihn würdig für seine Heldenthaten zu belohnen. Endlich hielten die Engländer nur mehr die einzige Stadt Calais besetzt, Saintré übergab die Belagerung derselben seinem geschickten Lieutenant und eilte nach Paris zurück, mehr von Ungeduld getrieben, seine Geliebte, an deren Wiedergenesung und Rückkehr nach Paris er nicht zweifelte, als um den Triumph seiner Siege zu feiern.

Saintré hatte schon die Hand seines königlichen Herrn geküßt und ihm einen bescheidenen Bericht seines glorreichen Feldzuges abgestattet, als er sich in der bestimmten Hoffnung seine Geliebte dort anzutreffen, zur Königin begab. Aber wie groß war sein Erstaunen und sein Schmerz, als er aus dem Munde der Königin selbst erfuhr, daß die Prinzessin sich noch immer auf ihrem Schlosse bei Chalons befände, selten etwas von sich hören ließe und sogar allerlei Vorwände aufzusuchen schiene, um ihren Aufenthalt auf dem Lande zu verlängern. Diese Mittheilungen machten auf Saintré'n einen tiefen

Eindruck und er nahm den Tod seines Vaters, nach welchem er sein Stammschloß noch nicht wieder gesehen hatte, zum Vorwande, um sich auf seine Güter zu begeben und den Lehenseid der Vasallen seiner Baronie in Empfang zu nehmen. Nach drei Tagen erwirkte er sich beim Könige, der ihn sehr ungern gehen sah, einen kurzen Urlaub, und sogleich begab er sich von einem einzigen Knappen begleitet, nicht nach seinem eignen, sondern geraden Weges nach jenem Schlosse, in welchem er den Gegenstand aller seiner Wünsche in treuer Liebe seiner harrend anzutreffen hoffte. Als er in dem Park anlangte, welcher das Schloß der Dame des Belles-Cousines umgab, begegnete er einem alten Bedienten der Prinzessin, welcher ihm auf sein Befragen versicherte, daß seine Herrin sich vollkommen wohl befände, und daß sie gerade auf ihrem weißen Zelter und in Begleitung von drei Damen durch den Park geritten sey, um im Walde zu jagen. Saintré stand nicht an, ihr nachzueilen; Hörnerschall und Hundegebell dienten ihm zum Wegweiser und bald erblickte er seine Geliebte, die an einer lichten Stelle des Waldes einen Augenblick ruhte. Er sprang vom Pferde, flog auf sie zu, und umfaßte feurig ihre Kniee. Die Prinzessin, die sich kaum bisweilen noch an denjenigen erinnerte, dessen Anwesenheit ihr jetzt ein innerer Vor-

wurf war, that vor Schrecken einen Schrei und ſank zurück. Indeſſen faßte ſie ſich bald und ſagte ziemlich kalt: „O, das ſind Sie, Herr von Saintré! Wahrhaftig, ich war nicht darauf gefaßt, Sie ſo bald zu ſehen. Aber wie durften Sie den König, ihren Herrn verlaſſen?“ fügte ſie noch kälter hinzu; „und wie kommen Sie darauf, mich hier aufzuſuchen?“

Saintré überlief ein kalter Schauer, als er dieſe Worte hörte; er wußte anfangs nicht, was er anfangen ſollte, er ſah gen Himmel, ſah die Prinzeſſin an, von der es ihm kaum möglich war, einen Blick zu erhaſchen, und brach endlich in die Worte aus: „Gerechter Himmel! Sind Sie es wirklich, Madam, die Ihren treuen aber unglücklichen Saintré nach langer Trennung mit dieſen Worten empfangen?“ — Es ſcheint,“ antwortete ſie ſtolz, „als wollten Sie mir Vorwürfe machen über mein Verhalten. Ich weiß nicht, wer Sie zu meinem Aufſeher beſtellt hat, wohl aber darf ich fragen, mit welchem Rechte Sie mich in meinem Vergnügen ſtören?“ —

Saintré glaubte, er müſſe vor Staunen und Schmerz in die Erde ſinken, er ließ die Knie los, die er ſo zärtlich umfaßt hatte, aber er beſaß nicht die Kraft, ſich von der Erde zu erheben. Die Dame des Belles-Couſines war ſchon im Begriff

Digitized by Google

ortzugehen und ihren verachteten Liebhaber allein zu laſſen, als der Abt mit einem Jagdhorn über der Schulter in vollem Galopp heranſprengte und ohne auf Saintré Acht zu geben, der Prinzeſſin zurief: „Eilen Sie! Eilen Sie! wenn Sie den Hirſch noch lebendig ſehen wollen!“ Die Prinzeſſin beſtieg ſchnell ihren Zelter und ritt mit ihm davon, ohne Saintré'n auch nur noch eines Blickes zu würdigen. Dieſer blieb, in Muthmaßungen verloren, wer der Mann ſeyn könne, mit dem ſeine ehemalige Geliebte auf ſo vertrautem Fuße zu leben ſchien, unbeweglich liegen, wo er lag, bis ſein irrer Blick endlich die wohlbekannten freundlichen Züge der Dame Catharine traf, welche den fragenden Ausdruck ſeines Geſichts mit dem Zuruf beantwortete; „O, armer Saintré, wie haben die Zeiten ſich geändert!“

Dieſe wenigen Worte gaben Saintré einiges Licht; aber um von dem ſchrecklichen Verdacht, der ſich ſeiner jetzt bemächtigte, entweder die Beſtätigung zu erhalten, oder ihn auch, was er ſo ſehnlich wünſchte, als ungegründet zu erkennen, ſtieg er wieder zu Pferde und ritt langſam den drei Damen nach, die ſeinen Schmerz zu theilen ſchienen und ihre Gebieterin erſt wieder einholten, als ſie mit dem Abte, den von ihm erlegten, noch röchelnden Hirſch in Augenſchein nahm. Während deſſen

hatte die treuvergessene Prinzessin Zeit gehabt, ihrem neuen Günstlinge zu erzählen, daß der Fremde, den er gesehen haben werde, der berühmte Johann von Saintré sey, der ganz in der Nähe von ihrem Schlosse eine Baronie besäße.

Nach diesem Vorgange wird wohl keiner unserer Leser mehr zweifelhaft seyn, was er von der Dame des Belles-Cousines und von ihrer Tugend und Treue, die sich bis jetzt noch immer in einem zweifelhaften Lichte zeigte, zu halten habe. Nur Saintré wollte seine Liebe bereden, irgend eine vorübergehende Grille könne die Prinzessin zu einem so unwürdigen Benehmen verleitet haben, man habe in Ansehung seiner vielleicht falsche Gerüchte verbreitet, oder seine Geliebte scherze wohl gar mit ihm. Er näherte sich in diesem Wahne dem Abte und der Dame, und grüßte sie sehr förmlich und mit ernsthafter Miene. Die Prinzessin meinte: „er sey wahrscheinlich von seinem Schlosse herübergekommen, um die Jagd zu sehen.“ „Nein, Madame,“ antwortete Saintré, „ich bin erst seit wenigen Tagen von der Armee in der Normandie zurückgekehrt, und habe mich nur einige Tage bei Hofe verweilt. Die Unruhe, welche mir die Krankheit einer großen Prinzessin einflößte, die ich von Jugend auf als meine Gönnerin zu betrachten gewohnt war, zwang mich gerades Wegs hierher zu

Digitized by Google

reisen, um mich persönlich nach ihrem Befinden zu erkündigen." — „Ist es möglich?" versetzte sie spöttisch; „aber Sie hatten wahrhaftig Unrecht, sich ihretwegen zu beunruhigen, denn Sie sehen, daß sie niemals wohler war, als gerade jetzt. Auch muß ich gestehen," und bei diesen Worten lächelte sie dem Abte zu, „daß ich niemals glücklicher war als seitdem ich hier ländliche Freuden genieße, die mir bisher völlig unbekannt waren." — Saintré wollte antworten, aber der Abt von Valverte näherte sich ihm sogleich vertraulich und sagte: „Herr von Saintré, ich höre wir sind Nachbaren; wenn wir nicht im besten Einverständniß mit einander leben, so soll die Schuld davon wenigstens nicht an mir liegen." Ohne auf diesen bäurischen Gruß eine Antwort von Saintré abzuwarten, näherte er sich mit einer in anderer Weise eben so sehr auffallenden Vertraulichkeit der schönen Wittwe und sagte so laut, daß Saintré es hören mußte: „Rathen Sie mir nicht Madam, den Herrn von Saintré zu bitten, heute mit uns in der Abtei zu speisen." — „Nun," sagte sie etwas verlegen, „wie Sie wollen, indessen würde ich doch rathen, ihm den Rock nicht zu zerreißen, um ihn festzuhalten, wenn er Ihre Einladung etwa ausschlagen sollte."

Obgleich diese Antwort auch so laut gesprochen wurde, daß Saintré sie gehört haben mußte, wenn

er nur ein wenig zugehorcht, so hatte er sich doch vorgenommen, das Geheimniß so sehr als möglich aufzuklären, und deßhalb nahm er auch die Einladung, welche der Abt nur ganz obenhin an ihn that, ohne Bedenken an. Sie machten sich sämmtlich auf den Weg nach der Abtei; Saintré schien sich ausschließlich mit der Dame Catherine zu beschäftigen, aber er gab dabei genau auf das Benehmen der Prinzessin Acht, welche der anmaßende Abt auf eine höchst ungenirte Weise unterhielt. Er sagte ihr etwas in's Ohr und es schien, als scherze er mit ihr über Saintré's finsteres Gesicht.

Die Pracht, welche in der Abtei herrschte, und die lärmende Freude, die überall laut wurde, setzte Saintré nicht wenig in Erstaunen; er hätte eher geglaubt, in ein Schloß geführt zu werden, worin man sich zum Hochzeitfeste des Besitzers rüste, als in die bescheidene Wohnung eines Schülers des strengen St. Bernhard.

Die Abendtafel war nicht nur sehr gut besetzt, sondern wurde auch ziemlich heiter, denn einestheils brauchte Saintré die Gefühle und Gesinnungen der Prinzessin nicht lange mehr mühsam auszuspähen, und anderntheils überließ der Abt Adrian sich der ungemäßigten Freude, welcher reichgewordene Mönche sich gewöhnlich hinzugeben pflegen, wenn sie einmal die Strenge, welche sie äusserlich anzu-

legen genöthigt sind, ablegen zu dürfen glauben. Die Beifallsbezeugungen, welche die Dame des Belles-Cousines ihm durch Blicke und Worte zu Theil werden ließ, machten ihn so kühn, daß er sogar die unwürdigsten Späße über das Ritterwesen und diejenigen, welche sich durch dasselbe Ruhm erworben hatten, zu äussern wagte. Der Wein und das gute Mahl mochten auch dazu beitragen, daß er in seinem unanständigen Benehmen noch weiter gieng; er drückte seiner Nachbarin das Knie und es hätte nicht viel daran gefehlt, so wäre er ihr an öffentlicher Tafel um den Hals gefallen. Saintré'n entgieng keine seiner Bewegungen, und obgleich er sich vorgenommen hatte, die Treulose nur mit einer kalten Verachtung zu bestrafen, so ärgerte er sich doch so sehr und schämte sich in ihrer Seele, daß er über und über roth wurde. Der Mönch, der Saintré's Erröthen bemerkte, glaubte sich jetzt berechtigt, seine rohen Späße noch weiter zu treiben und sagte: „Sie sehen aus, Herr von Saintré, als langweilten Sie sich in unserer Gesellschaft. Schmeckt Ihnen der Wein nicht, oder ist das einfache Mahl eines Klosterbruders eines Ritters unwürdig, der an der größten Souveräne Tafel zu speisen gewohnt ist?" — Saintré versicherte etwas spitz, der Wein und die Speisen seyen sicher so gut, wie sich nur wünschen ließe; übrigens mache auch die Gegenwart

einer so vornehmen Dame die niedrigste Hütte zum Pallast. Der Mönch fand hierin eine Beleidigung gegen seine Abtei und antwortete heftig: „Alle diese Ritter und Knappen, die die Welt durchstreifen, schätzten sich manchmal sehr glücklich, wenn sie eine solche Hütte unterwegs fänden.“ Das Minnespiel der Prinzessin forderte ihn auf, in diesem Tone fortzufahren und er fügte hinzu: „Sie werden selbst eingestehen, Herr Ritter, daß es unter allen diesen Saufbolden Wenige giebt, die wirklich durch rühmliche Thatenlust zu ihren Zügen bewogen werden. Sie leben in Müssiggange am Hofe, fangen damit an, sich irgend eine einfältige Schöne auszusuchen, die sich leicht verführen läßt, oder wenn ihnen das nicht leicht gelingt, seufzen, weinen und flehen sie so lange, bis die Weiber, die immer gern an heftige Leidenschaften glauben, sich endlich rühren lassen. Aber das Lieblingsmittel, dessen sich diese Abentheurer bedienen, sind die sogenannten Liebes-Entrepriſen. Da hängen sie sich irgend ein Zeichen um den Hals oder legen ein Armband um und machen allen armen Damen weiß, daß sie es ihretwegen genommen hätten, und daß sie alle diese schrecklichen Abentheuer blos deßhalb bestünden, um ihnen die genommenen Preise zu Füßen zu legen. Sie finden hiebei noch einen andern Vortheil, denn da es bei großen Höfen einmal ein alter Gebrauch

Digitized by Google

iſt, dergleichen Unternehmungen zu begünſtigen, ſo wiſſen ſie zum Voraus, daß der König und die königliche Familie ihnen die Mittel geben, die Welt zu ſehen und ſich einen guten Tag zu pflegen. Die Ballſäle ſind dann ihre Kampfplätze, Bankette ihre Lanzenbrechen, und die Tugend holder Fräulein die Rieſen, die ſie bezwingen. Kehren ſie endlich aus der Fremde zurück, ſo ſtecken ſie den Bedienten, der am beſten lügen kann, in die Kleidung des Waffenherolds, und da hört man ſolche Wundergeſchichten, wie die des Amadis und des Don Belianis, welche nicht ermangeln, ihre Wirkung zu thun und einen guten Empfang zu bereiten. Iſt es nicht ſo, Madam?“ ſetzte der unverſchämte Abt hinzu; „entferne ich mich auch nur um ein Haar breit von der Wahrheit?“

„So ſind alle dieſe Abentheurer, Sie haben ſie Zug für Zug geſchildert,“ antwortete die Prinzeſſin.

„Alle?“ rief Saintré fragend und faßte die Dame des Belles-Couſines ſcharf in's Auge, „alle? — O Madame, es iſt nicht möglich, daß Sie ſo denken; ich bin erſtaunt, daß eine Prinzeſſin von königlichem Geblüt, die das Ritterthum immer in Schutz genommen hat, erlaubt, daß es jetzt in ihrer Gegenwart mit eben ſo viel Frechheit als Unredlichkeit verunglimpft werde.“

Digitized by Google

„Nun fürwahr! Herr von Saintré, es kann wohl hie und da eine Ausnahme geben, aber im Allgemeinen ist es die wahre Geschichte aller der Leute, die sich mit Eisen verpanzern und die häufig furchtsam genug seyn würden, wenn ihnen eine wirkliche Gefahr aufstieße;“ fiel der Abt wieder ein.

„Herr Abt,“ antwortete Saintré heftig, „Sie wagen zu viel; ehren Sie den Stand, der Sie so reich dotirt hat, der Sie beschützt und der viel dazu beiträgt, daß Sie die Reichthümer vermehren, die Sie häufig mißbrauchen. Wenn Sie von einem Stande wären, der es Ihnen erlaubte, Ihre kühnen Aeusserungen auch mit dem Schwerdte zu vertheidigen, so würden Sie bald die verdiente Strafe leiden.“ — „Wahrhaftig,“ versetzte der Pfaffe schnell, „ich bin bereit, meine Behauptungen gegen Euch und Jedermann zu vertheidigen, wenn dieß nur mit gleichen Waffen und mit solchen, die mir nicht ganz ungewöhnt sind, geschehen könnte. Für einen Mann in Stahl und Eisen, der kaum mit einer Nadel verwundbar ist, für den ist es freilich keine Kunst, einem armen Mönche in Kutte und Scapulier die Spitze zu bieten; aber wenn Sie einen Kämpfer wüßten, der es unternähme, mit mir zu ringen, so würde Madame bald sehen, wer von uns beiden Recht hätte.“

Die Dame des Belles-Cousines hatte schon Ge-

legenheit gehabt, sich von der ausserordentlichen Leibesstärke ihres Freundes, des Abtes, zu überzeugen und sie mußte wissen, daß Saintré in einem solchen Kampfe unterliegen würde. Aber dieß war jetzt für sie kein Grund mehr, denselben zu hintertreiben, im Gegentheil ging ihre Indelicatesse so weit, daß sie mit spöttischem Lächeln sagte: „Wissen Sie aber auch, Herr Abt, was Sie bei einer solchen Herausforderung wagen, und sehen Sie nicht, daß der Herr von Saintré, der noch dazu in diesem Augenblicke ohne Rüstung und ohne Waffen ist, nicht anstehen wird, sie anzunehmen?“

„Meinetwegen! wenn dem Ritter das Spiel gefällt, so bin ich sein Mann; ich werde mich, weiß Gott, nicht weigern. Ich wünsche nur, daß Madame unserem Kampfe beiwohnen und über den Sieg entscheiden möge.“

Saintré kannte sehr wohl das Unangenehme seiner Lage; besiegte er den Mönch, so war für ihn doch keine Ehre zu gewinnen, wohl aber war es eine Schande für ihn, wenn er unterlag. Dabei konnte er sich nicht verhehlen, daß der Sieg bei dem starken Körperbau des Abtes wenigstens noch unentschieden wäre. Zwar verließ sich der Ritter auf seine Gewandtheit, aber einestheils hatte er diese im Ringen nicht sonderlich geübt, anderntheils war auch zu fürchten, daß der Abt wahrscheinlich

Digitized by Google

alle Vortheile in diesem Kampfe kannte, weil er es war, der diese Art, ihre Kräfte zu messen, in Vorschlag gebracht hatte. Aber in Saintré schlug ein zu großes Herz, als daß er den Gedanken ertragen konnte, ein unverschämter Mönch habe ihn herausgefordert und er habe den Kampf abgelehnt. Er stand daher zuerst von der Tafel auf und sagte halblaut zur Prinzessin: „Dieß ist in der That die einzige Art von Kampf, auf den man sich für Sie einlassen kann. Keine andere verdienen Sie!“

Sobald der Abt sah, daß Saintré aufstand, verließ er gleichfalls die Tafel und sprang vor Freuden hoch auf. Er ergriff die Prinzessin bei der schönen Hand, die Saintré so oft mit Küssen bedeckt hatte, und zog sie zur nahen Wiese mit sich fort. Hier legte er sogleich seine Mönchskleidung ab, streifte das Hemd, welches seinen nervigen Arm bedeckte, zurück und war zum Kampfe bereit. Saintré that ein Gleiches und beide Ringer faßten sich. Die ersten zwei oder drei Gänge führten zu keiner Entscheidung; der Ritter hielt sich tapfer trotz seiner kleinen Statur, die bei'm Ringen natürlich ein ungemeiner Nachtheil ist. Im dritten oder vierten Gange aber brachte der Mönch Saintré'n durch einen Druck in die Kniebeuge zum Wanken, der Ueberlegene warf sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf ihn und streckte den Ritter der

Digitized by Google

Länge nach auf den Rasen hin, so jedoch, daß er selbst vom Unterliegenden nachgezogen wurde. Daß der Abt Sieger war, ließ sich nicht läugnen; beide standen wieder auf und der Abt näherte sich der Dame des Belles-Cousines mit den Worten; „Madame! ich habe meine Behauptung bewiesen; sollte indeß der Ritter Lust haben, zu Ehren der Dame seines Herzens noch einmal zu ringen, so bin ich bereit, ihm zu zeigen, daß ich auch von dem Turniergebrauch keine Ausnahme machen werde, welcher vorschreibt, daß man zu Ehren der Dame eine letzte Lanze brechen soll." — „Ich traue dem Herrn von Saintré zu viel feine Lebensart zu," versetzte die Prinzessin, „als daß ich mir denken könnte, er lehnte diesen Antrag ab. Thäte er es aber, so würde ich ihn mein Leben lang für einen unwürdigen Ritter halten und meiner Belles-Cousines als solchen schildern."

Ausser sich vor Wuth über diese abscheulichen Worte einer Frau, die Saintré'n jetzt um so verächtlicher seyn mußte, je mehr er sich in ihr getäuscht hatte, stellte er sich noch einmal zum Kampfe, aber er war nicht glücklicher, als das erstemal. Der überlegene Mönch vergnügte sich eine Zeit lang an den vergeblichen Anstrengungen seines Gegners und streckte ihn darauf mit noch größerer Entschiedenheit des Sieges als vorher auf den Rasen nieder.

Digitized by Google

Die drei Geleitsdamen der Prinzessin, welche sehr für Saintré eingenommen waren, und den Abt seit seinem unwürdigen Benehmen gegen den Ritter verabscheuten oder verachteten, wandten sich jetzt an ihre Gebieterin und stellten ihr das Niedrige ihres Betragens vor. Dieß mochte die Wirkung haben, daß die Prinzessin bedachte, wie man diesen Vorgang aufnehmen würde, wenn man ihn bei Hofe erführe, und sie begab sich wieder an die Tafel, den aufwartenden Brüdern das Zeichen zur Auftragung des Nachtisches gebend.

Die Kämpfer kleideten sich wieder an und beide erschienen nach einander an der Tafel, der eine aufgeblasen über seinen doppelten Sieg, der andere seine Wuth so gut als möglich verbergend und auf Mittel sinnend, sich eine schleunige Rache zu verschaffen.

So sehr die Mönche der Abtei Valverte stets vermieden, Aebte zu wählen, welche über die strenge Befolgung der Regel des heiligen Bernhard zu pünktlich wachten, so hatte doch der anstößige Lebenswandel, den Adrian seit beinahe fünf Monaten mit der Dame des Belles-Cousines führte, viel Mißvergnügen unter den älteren Brüdern erregt. Der älteste Stiftsvorsteher konnte sich jetzt nicht enthalten, den Abt auf die Seite zu ziehen und ihm sein wahres Verhältniß zum Herrn von Sain-

Digitized by Google

tré in Erinnerung zu bringen. Des Ritters Vorfahren gehörten zu den Wohlthätern des Klosters und der Abt hatte wohl Gründe, Unannehmlichkeiten von Saintré's Zorn zu befürchten, da dieser bei'm Könige in so besonderer Gunst stand. Auch blieb der Vorsteher nicht bei bloßen Vorstellungen stehen, sondern er stellte im Namen sämmtlicher Brüder das förmliche Verlangen, er solle von jetzt an alles Mögliche thun, um seinen Fehltritt einigermaßen wieder gut zu machen. Der Abt räumte selbst ein, daß er in dem, was er einen Spaß nannte, vielleicht ein wenig zu weit gegangen sey und versprach, er wolle es schon so machen, daß der Ritter den ganzen Vorgang wieder vergessen sollte.

Die Art, den Ritter zu besänftigen, welche der Abt einschlug, bestand nur darin, daß er ihm über die Heldenthaten, welche er bei der Armee in der Normandie vollbracht hatte, das unverschämteste Lob in's Gesicht sagte; das Ringen dagegen ein bäurisches Spiel nannte, welches ein Ritter bloß aus Herablassung mitmachen könnte.

Sich von einem Menschen, den man haßt, loben zu hören, ist eine Art Tortur, die vorzüglich dann unerträglich wird, wenn dieser Mensch in irgend einer Rücksicht eine Ueberlegenheit über uns bewiesen hat. Aber Saintré wußte seinen Groll so gut

Digitized by Google

zu verbergen und nahm diesen veränderten Ton des Abtes scheinbar mit einer solchen Herzlichkeit auf daß sowohl dieser als die Dame des Belles-Cousines irre wurden, ob Saintré die erlittenen Beleidigungen je so hoch angeschlagen habe. Der Abt gieng nun in seiner Artigkeit noch weiter, er sagte, ihm stünde Alles zu Diensten, womit sein Kloster im Stande sey, aufzuwarten, „denn das ist das Wenigste, was wir dem Enkel unserer großmüthigen Vorfahren schuldig sind."

Saintré benutzte diese für seine Absichten günstige Stimmung des Pfaffen und sagte ihm leise, er wünsche nichts mehr, als daß die Prinzessin ihm ein Zeichen ihrer Achtung gäbe, indem sie am folgenden Tage mit ihren Geleitsdamen einem Feste auf seinem Schlosse beiwohne. Er wage sie selbst nicht darum zu bitten, aber er zweifle gar nicht daran, daß es ein Leichtes seyn werde, ihm diese Ehre auszuwirken, wenn er ihn zum Fürsprecher habe. Der Abt fühlte sich zu sehr geschmeichelt, als daß er einen Augenblick anstand, zu zeigen, wie viel Einfluß er auf eine Prinzessin aus königlichem Geblüte ausübe.

Obgleich Saintré sehr wohl fühlte, eine wie große Erniedrigung darin liege, daß er jetzt eine Gunst der Fürsprache eines ihm verhaßten Mönchs verdanken mußte, die ihm früher die Dame von

Digitized by Google

selbst, ohne sein Bitten, gewährt haben würde, so that er doch, als ob er dem Abte sehr dankbar wäre, und wandte sich darauf zur Dame des Belles-Cousines, sie in den ehrerbietigsten Ausdrücken einladend, ihn am andern Tage mit ihrem Besuche auf seinem Schlosse zu beehren. Die Prinzessin antwortete hochmüthig auf diese Einladung: „Wissen sie nicht, Herr von Saintré, daß die Cousinen der Königin, denen das Recht vorbehalten ist, an den königlichen Banquets zu erscheinen, dergleichen Einladungen nur bei Prinzen ihrer Verwandtschaft annehmen können? Wenn die Andacht mich nach dieser Abtei ruft, so nehme ich hier Erfrischungen ein, wenn es mir beliebt, ohne daß sich daraus folgern ließe, ich werde dieselbe Gunst noch Andern gewähren; ich kann mich unmöglich zu einem Schritte verstehen, von welchem ich zum Voraus weiß, daß alle Damen meines Ranges ihn mißbilligen."

Saintré hatte keine andere Antwort erwartet, aber er verließ sich auf des Abtes Autorität bei ihr. Dieser ergriff auch sogleich die Hand der Prinzessin und sagte ihr einige Worte in's Ohr, die nicht ohne Wirkung blieben. „Herr von Saintré," hub die Dame etwas verdrießlich wieder an, „der Abt von Valverte erinnert mich eben daran, daß der König, mein Herr und Vetter, vielleicht nicht damit zufrieden seyn möchte, wenn ich Ihnen

Digitized by Google

eine Gunst abschlüge, die er seinem siegreichen Feldherrn ohne Bedenken selbst zugestehen würde. Ich willige deßhalb ein, morgen bei Ihnen zu speisen, aber treffen Sie keine großen Vorbereitungen, ich sehe nicht gern, daß es so scheint, als sey mein Besuch vorher angezeigt worden. Für einen bloßen Baron ist es schon Ehre genug, wenn man auch glaubt, der Zufall habe mich zu Ihnen geführt."

Saintré nahm ihren Besuch auch unter dieser kränkenden Bedingung jetzt gerne an, die er unter andern Zeitumständen ohne Bedenken verworfen haben würde, und machte sich sogleich auf den Weg nach seinem Schlosse.

Da keiner von Saintré's Vasallen von dem Besuche der Dame des Belles-Cousines in Kenntniß gesetzt worden war, so war es am andern Morgen auf des Ritters Schlosse ganz wie ausgestorben, als sich die Prinzessin mit ihrem Zelter und mit ihrem Falken auf der Hand zum Mittagsmahle einfand. Sie war von ihren Kammerfrauen und vielen Bedienten begleitet, und hinter ihr ritt der Abt in einem Jagdanzug auf einem schönen Lichtfuchs, an welchem er zu zeigen bemüht war, daß er ein ebenso geschickter Reiter als Ringer sey. Als Saintré und seine Leute der Prinzessin entgegen ritten, spielte sie eine förmliche Comödie, indem sie vorgab, sie habe sich auf der Jagd weiter von ihrem

Digitized by Google

Schlosse entfernt, als sie gewollt, und da sie sich gerade um Mittagszeit so nahe bei Saintré's Schlosse befunden, so hätte sie gehofft, sie werde hier einige Stunden ruhen und sich ein wenig erfrischen dürfen. Saintré that, um auf ihre Rolle einzugehen, als sey er erstaunt über die Ehre, die ihm widerführe und führte die Dame in den grossen Saal, wo die Tafel schon gedeckt stand. Sie nahm auf einem eigens für sie vergoldeten Lehnstuhle Platz, der Abt setzte sich auf den ersten besten Sessel, die Hofdamen nahmen Stühle mit Rücklehnen ein und Saintré blieb in der Nähe der Prinzessin stehen und wollte sich nicht eher setzen, als bis er dringend dazu aufgefordert würde, was erst bei dem zweiten Gange der Fall war. Vor des Abtes Platz standen mehrere geschliffene Crystallflaschen mit Rousillon und Cahorswein, der, wie Saintré hoffte, trotz dem, daß der Abt viel Wein ertragen konnte, seine Wirkung auf ihn nicht verfehlen würde.

Bei'm zweiten Gange wurde die Unterhaltung lebhafter und munterer, die Prinzessin schien sogar zu vergessen, daß sie bei Saintré war, und scherzte mit ihrem Freunde, welcher seinerseits ganz den Ton eines Stutzers annahm, der sich mit seiner Geliebten auf einer Landparthie befindet. Man machte Saintré'n Complimente über seine gute Be-

Digitized by Google

wirthung und über den elegant ausgeschmückten Saal, den er eigens für dieses Fest mit Bildnissen seiner Ahnen, mit Fahnen und mit Rüstungen, die von ihm selbst erbeutet waren, hatte ausschmücken lassen. Unter diesen Rüstungen befand sich eine, die Saintré einem englischen Anführer abgenommen hatte, und die wegen ihrer Größe und ihres Gewichtes besonders auffallend war. Auf diese suchte der Ritter geschickt das Gespräch zu leiten und machte die Bemerkung, daß es wohl wenig Männer gäbe, die groß und stark genug wären, diese Rüstung zu tragen.

„Wahrhaftig, Herr Ritter," hob der Abt an, bei dem der Wein schon zu wirken anfangen mochte, wenn Sie versprächen, daß sie dem anheimfallen sollte, der sie zwei Stunden lang trüge, liefe und spränge, sich darin bewegte, ich würde sagen, darin kämpfte, wenn ich mich auf Ihr Handwerk verstünde, so würde sich wohl einer finden, der den Versuch machte." — „Vielleicht," antwortete Saintré, „ich glaube sogar, daß dieß nur ein Mann von Ihrem Körperbaue im Stande wäre. Wenn ich aber wüßte, daß Ihnen dieselbe zu irgend einem Zwecke dienen könnte, so schlüge ich Ihnen gern eine solche Probe vor."

Die Dame des Belles-Cousines, die nicht ahnete, was Saintré eigentlich beabsichtigte und die neu-

Digitized by Google

gierig war, wie dem Abt die schöne Rüstung stände, ging wirklich in die Falle ein und ermunterte ihren Freund einen Versuch zu machen. „Ich entsinne mich," sagte der Abt von Valverte, nachdem er noch einen tapfern Zug aus seinem großen silbernen Becher gethan, „daß in meiner Kirche ein alter heiliger Georg hängt, der eine schlechte verrostete Rüstung hat, ihm zu Ehren will ich mich auf die Wette einlassen und gewinne ich den blanken Harnisch sammt dem hübschen Helm, so mache ich meinen Heiligen ein Geschenk damit."

Die ganze Tischgesellschaft klatschte diesem Einfalle Beifall; man stand vor dem noch unbeendeten Mahle auf und Saintré schnallte selbst dem Abte die Waffen an. Er ging in vollständiger Rüstung und eine hohe Feder auf dem Helme wohlgefällig im Zimmer auf und ab, und die Prinzessin und ihre Hofdamen machten ihm über seinen ritterlichen Anstand Komplimente, die er gerade mit sichtlichem Vergnügen in Empfang nahm, als Saintré, der inzwischen den Saal auf einige Augenblicke verlassen hatte, in Begleitung von zwei Waffenherolden vollständig gerüstet wieder hereintrat. — „Was soll das, Saintré?" rief die Prinzessin erschrocken; „was haben Sie vor?" — „Nichts, als was sehr billig ist. Der Herr Abt forderte mich gestern zu einer Art Kampf heraus,

auf die er sich lange geübt hatte, und Sie billigten dieß nicht nur, sondern zwangen mich auch durch Ihre Aeußerungen, seine Herausforderung anzunehmen; jetzt fordere ich den Herrn Abt auf die Art zu kämpfen heraus, welche ich allein gelernt habe, und Sie sind zu gerecht, Madame, um ihm nicht auch zur Annahme zuzureden."

Die Waffenherolde legten dem Abte ohne weitere Unterhandlung Schwerdter und Streitärte zur Wahl vor; aber dieser weigerte sich standhaft sich auf einen Kampf der Art einzulassen, und die Dame des Belles-Cousines rief, indem sie sich ein Ansehen zu geben suchte: „Stehen Sie von Ihrem unsinnigen Begehren ab, Herr Ritter, oder fürchten Sie meinen Zorn!" Diese Aeußerung brachte Saintré im höchsten Grade auf, er nahm die Prinzessin beim Arm, führte sie nach ihrem Stuhl zurück und sagte ihr: „Wagen Sie noch, Treulose, sich auf Ihren Rang zu berufen, nachdem Sie sich so weit herabgewürdigt haben, sich diesem Schuft von Mönch in die Arme zu werfen? Ich erkenne Sie weder mehr für die Königin meines Herzens, noch für die Cousine meines Königs an. Und Du, Unglücklicher, entschließe Dich zur Gegenwehr, oder ich lasse Dich, wie Du bist, zum Schloßfenster hinauswerfen, um Deiner nichtswürdigen Geliebten ein würdiges Schauspiel zu bereiten."

Digitized by Google

Als der Mönch sah, daß ihm nichts Besseres zu thun übrig bliebe, nahm er die Streitart und das Schwerdt an, welche der Herold ihm anbot. Saintré empfing aus seiner Hand die gleichen Waffen, und ehe letzterer sich dessen versah, stürzte der Abt, der um einen ganzen Schuh höher war, auf den Ritter zu in der Hoffnung ihn mit einem Schlage zu Boden zu strecken. Aber Saintré parirte diesen Hieb mit vieler Gewandtheit und hielt jetzt seinem Gegner die Spitze seines Schwerdtes vor's Visir. Der Abt wich mehr als zehn Schritte zurück, indem Saintré ihm immer so nahe blieb, daß er sich nicht vertheidigen konnte und fiel endlich über den Fußtritt, welcher die Tafel umgab. Der Ritter hob jetzt die Streitart auf, als wollte er ihm den Kopf zerspalten.

„Saintré, seyd Ihr rasend?“ schrie die Dame des Belles-Cousines sich aufraffend, aber sogleich wieder erschöpft hinsinkend auf ihren Lehnstuhl.

„Nein, ich tödte ihn nicht,“ versetzte der Ritter, seine Streitart fortschleudernd und dafür seinen Dolch ergreifend; „aber er soll die Strafe leiden, die dem Verläumder gebührt.“

Er öffnete nun das Visir des Ueberwundenen, faßte seine Zunge und durchbohrte diese mit der Spitze seines Dolches.

Digitized by Google

Die Prinzessin lag ohnmächtig da und ihre drei Hofdamen waren um sie beschäftigt. Saintré näherte sich ihr und nahm wahr, daß sie eine Schärpe von einem hellen Blau trug, was freilich die Farbe war, die sie sich als ihre Lieblingsfarbe erwählt hatte, zugleich aber auch für die Farbe der Treue galt. Diese konnte der Ritter unmöglich an seiner treulosen Dame sehen; er nahm sie ihr ab und steckte sie in seinen Gürtel, um bei Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Hierauf bestieg er sein Roß, überließ die Prinzessin ihren Gewissensbissen, den Mönch seinem Hausarzte, das Schloß seinem Schloßvogt und eilte nach Paris zurück.

Saintré beobachtete bei Hofe das tiefste Stillschweigen über alles was vorgefallen war, und niemand ahndete etwas von der Feindschaft zwischen ihm und der Dame des Belles-Cousines, als diese 14 Tage später auch wieder in der Residenz eintraf, um wo möglich durch ihre Gegenwart die Gerüchte zu widerlegen, die Saintré, wie sie glaubte, ausgebreitet haben werde. Sie wurde von der tugendhaften Bonna von Luxenburg, der Herzogin von Berry, Burgund und Anjou mit offenen Armen empfangen, und sie merkte bald, daß von dem zügellosen Leben, welches sie auf ihrem Schlosse geführt hatte, nichts Näheres be-

Digitized by Google

kannt geworden, was sie aber weit entfernt war, Saintré'n als Schonung gegen ihre Person auszulegen.

Der Prinzessin zu Ehren wurden viele Hoffeste veranstaltet, zu welchen auch Saintré eingeladen war, der sich noch stets eben so ehrerbietig seiner alten Gönnerin nahte, wie er dieß je zuvor gethan hatte. Als die Königin sich einst nach dem Diner mit ihren Belles-Cousines und einigen Auserwählten, zu welchen auch Saintré gehörte, in das Innere ihrer Gemächer zurückgezogen hatte, bat sie den Ritter, dem sie gerne zuhörte, die Gesellschaft mit der Erzählung seiner Reise zu unterhalten. Saintré glaubte, daß jetzt der Augenblick gekommen wäre, wo er sich eine edle Rache erlauben dürfe; er entschuldigte sich wegen seiner eigenen Abentheuer, erklärte sich aber dagegen bereit, die Gesellschaft durch eine andere Erzählung reichlich zu entschädigen. Er hub nun mit der Versicherung an, daß alle Umstände seiner Geschichte vollkommen wahr seyen, indem sie einem ungarischen Ritter, aus dessen Munde er sie am arragonischen Hofe selbst gehört hätte und auf dessen Wahrheitsliebe man sich verlassen könne, widerfahren wären. Darauf erzählte er getreulich und wahrhaftig, mit allen, auch den kleinsten Umständen, seine eigene

Liebesgeschichte mit der Dame des Belles-Cousines, vom Ereigniß hinter ihrem Stuhle an, bis zu zu den letzten Scenen auf seinem Schlosse. Die Dame des Belles-Cousines war während der ganzen Erzählung wie auf der Folter, es ward ihr bald heiß bald kalt, ihre Farbe wechselte mit jedem Augenblicke und es fiel ihr schwer, ihrer Gefühle nur in so weit Herr zu werden, daß sie sich nicht offenbar verrieth.

So wie er geendet hatte, sprachen die Damen ihr Urtheil über die Prinzessin in Saintre's Gegenwart aus, und man kann sich leicht denken, wie dieses ausfiel. In den Augen der Königin war sie ein Scheusal, welches die härteste Strafe verdient hatte; die Herzoginnen von Burgund, von Berry und von Anjou, so wie die Gräfin von Perigord dachten sich recht entehrende Strafen aus, zu der sie die Treulose, die so ihrem Stande und allen ihren Schwüren zuwider gehandelt, verurtheilt haben würden; aber die Dame des Belles-Cousines, die sich nicht einmal zu entfernen wagte, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht auf sich zu ziehen, saß noch immer unbeweglich und schweigend da, zwang sich zum Gähnen und that als habe sie sehr wenig Interesse an der ganzen Erzählung genommen. Aber dieses Manöver rettete sie nicht;

Digitized by Google

denn Saintré, der sie, während er sprach, immer aufmerksam beobachtet hatte, fragte sie jetzt gerade zu: „Und was denken Sie über die treuvergessene Prinzessin, Madame?“

Die Dame des Belles-Cousines durfte es nicht wagen, die Heldin des kleinen Romanes (die sie selbst war) zu entschuldigen, aber sie glaubte ihre Schande dadurch einigermaßen zu mildern, daß sie das Betragen des Ritters bitter tadelte, der seine Rache so weit getrieben. Besonders unedel fand sie es, daß er seiner alten Wohlthäterin und Geliebten die blaue Schärpe abgenommen hätte. Aber kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so zog Saintré, der sich mit Recht darüber empört fühlte, daß sie bei aller seiner Schonung ihm noch trotzen wollte, eben diese blaue Schärpe unter seinem blauen Mantel hervor, zeigte sie, hoch in die Höhe haltend, der ganzen Gesellschaft und redete die Sünderin, die, von Schaamröthe übergossen, ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, mit folgenden Versen an, die für diejenigen, welche ihn mit angehört hatten, die Deutung seiner Erzählung enthielten:

Ehmals günstig meiner Liebe
Hast ermuthigt Du mein Herz,
Hast geheuchelt gleiche Triebe
Hast gelindert meinen Schmerz.

Ach! ich schied mit tausend Eiden,
Weih'st mir Thränen ohne Zahl.
Doch wie nun? wo sind die Leiden? —
Du verhöhnest meine Qual!

Aber weh' Dir! darfst nicht wähnen,
Trug und Lüge könn' bestehn;
Traur' und weine heiße Thränen,
Büß' in Reue Dein Vergehn!

Digitized by Google

Digitized by Google

Von dem Mönch, den der heilige Petrus liebte.

Digitized by Google

De pechéor misericorde.

Roman du Renart, 4100.

Digitized by Google

Von dem Mönch, den der h. Petrus liebte.

Wie uns erzählen unſ're Väter
So lebt im Kloſter zu St. Peter
In Cöln, ein Mönch, ein loſer Wicht;
Sein Leben war das Beſte nicht;
Er fürchtete nicht Geſetz noch Gott,
Und trieb mit allen Dingen Spott;
Sein Kleid war freilich geiſtlich recht,
Allein ſein Herz war weltlich ſchlecht; —
Doch ob er oft auch ſündigt ſchwer,
Den heil'gen Petrus liebt er ſehr,
Verehret ihn zu jeder Zeit,
War ihm zu dienen ſtets bereit.

Digitized by Google

Einſt faßt den Mönch ein Fieber an,
Da lag er nun, der freche Mann;
Auf Irdiſches gericht'r den Sinn,
Gab er ſich ſelber Medizin,
Fragte auch keinen Arzt dabei
Ob's ſchädlich oder nützlich ſey. —
Allein die Medizin war bös
Macht ihm im Leibe viel Getös,
Es kniff ihn hier, es zwickt ihn dort,
Und endlich holt der Tod ihn fort.

Kaum war die Seel vom Leibe los,
So kamen auch ſchon Teufel groß
Und ſchleppten ſie in Prozeſſion,
Um zu empfangen ihren Lohn
Geradeswegs zur Hölle hin,
Zu quälen ſie nach ihrem Sinn. —

Sankt Petrus ſah's vom Himmelthor,
Und ſtellt's dem lieben Heiland vor,
Die Strafe ſey doch gar zu groß
Sollt' nehmen ſie in ſeinen Schooß,
Sie retten vor der Höllenpein
Und führen in den Himmel ein.

Ei Peter, ſprach der Herr zu ihm,
Wie rech'nſt Du wieder ungeſtüm;

Digitized by Google

Du weißt doch aus der heil'gen Schrift,
Daß Böse Höllenstrafe trifft,
Und daß nicht Bitten hilft noch Beten,
Wie's deutlich künden die Propheten.
Soll ich mir selbst nun widersprechen,
Mein eigenes Gebot nun brechen
Erretten diesen sünd'gen Mann,
Nein, Petrus, nein, das geht nicht an.

Sankt Petrus sprach: Du bist so sanft,
Wie's Lämmlein an des Baches Rankt,
Gieb doch die arme Seele frei. —
Nein, sprach der Herr, es bleibt dabei,
Er muß hinab zur Hölle gehn. —
Und ließ d'rauf den Apostel stehn.

Den Petrus schreckte das nicht ab,
Er setzte weiter seinen Stab,
Bat die Erzengel allzumal,
Die Seel' zu lösen aus der Qual
Durch gute Bitte, mildes Wort,
Bei unser'm Heiland, Herrn und Hort.

Doch Raphael und Michael
Und der Erzengel Gabriel,
Die baten alle dreie fehl,

Es wollt der Herr nichts davon hören
Und sagt, sie sollten ihn nicht stören.

Sankt Petrus zog ein schief Gesicht,
Verlor doch alle Hoffnung nicht,
Und ließ er hängen auch das Maul,
War er im Bitten doch nicht faul
Ging, ohne viel sich umzuschauen
Geradwegs zu uns'rer lieben Frauen
Und sprach: O heilige Marie
Ich beuge vor Dir meine Knie
Leg' Du ein gutes Wort doch ein
Hilf meinem armen Sünderlein;
Zwar will der Herr davon nichts hören,
Verbot ihn noch damit zu stören
Und Gabriel und Raphael
Und der Erzengel Michael
Die baten wie ich selber fehl,
Allein Du bist die Mutter zart,
Und er ein Sohn von bester Art,
Du trugest ihn in Deinem Schooß
Du zogst ihn unter Sorgen groß;
Er liebt so herzlich Dich, so sehr,
Verweigert Dir es nimmer mehr,
Denn Deine Worte sind ihm so süß,
Wir heiligen das Paradies.

Digitized by Google

Und Deine Bitten hört er gern,
So wahr Du Mutter unſers Herrn,
Erbarme meines Mönches Dich,
Denn eh' er ſich bekehrt, erblich
Und ſtarb, eh' beichten er gekonnt,
Daß ihn die Höllenſtraf' verſchont.
O glaube feſt, mein beſter Dank,
Verbleibet Dir mein Lebenlang.

Ei, Petrus, ſprach die reine Magd,
Was haſt Du Alles da geſagt,
Du quälſt Dich um den Sünder ſehr,
Und er verdient's doch nimmer mehr.
Ich ſollt' es eigentlich nicht thun,
Ein Jeder bleib in ſeinen Schuh'n,
Doch weil mein Sohn ſo lieber Art,
Und ſeine Liebe rein und zart,
Kurz weil er ein ſo guter Sohn,
Sey es einmal gewaget ſchon,
Daß ich Dir den Gefallen thu',
Ein andermal laß mich in Ruh'. —
Es iſt gewiß zum letztenmal
Errett' ihn nur von ſeiner Quel,
Sprach Petrus, freudig, guter Ding',
Als Sankt Maria von ihm ging.
Sie ging auch grad' zum Sohne hin
In ihrem milden ſanften Sinn

Digitized by Google

Und ihre Jungfrau'n folgten nach,
Der Mutter Gottes allgemach.
Sankt Petrus blieb auch in der Näh',
Daß er den Ausgang deutlich seh'.

Als nun der Sohn die Mutter sah
Da kam er alsobald ihr nah,
Faßt sie bei ihrer lieben Hand
Und da sie bittend vor ihm stand,
Ließ er sie sitzen neben sich,
Und sprach! O Mutter mildiglich
Hab ich doch selber oft gelehrt,
Daß Vater man und Mutter ehrt,
Wenn stets man suchet ihren Willen
Nach allen Kräften zu erfüllen,
D'rum, was Du bittest, ist gewährt.

Maria sprach nun, hold verklärt,
Du hast's gewährt, mein hoher Sohn,
Noch eh' ich Dich gebeten schon;
Ich komme, auf Sankt Petrus Bitt',
Du wollst den Sünder strafen nit,
Ihn retten aus der Hölle heiß,
Und lassen ihn in's Paradeis.

Der Heiland sagt, ich hab's versprochen
Und nimmer sey mein Wort gebrochen,

Doch laß ich ihn, o Mutter mein,
So in das Paradies nicht ein,
Denn er iſt ja nicht fleckenlos,
Sondern ein böſer Sünder groß.
D'rum ſey zuvörderſt ihm gewährt,
Daß er von Neuem ſich bekehrt,
Iſt dann ſein Wandel makellos,
So harret ſeiner Abram's Schooß.
D'rum Petrus eil' zur Erd' hinab,
Hol' ſeinen Leib aus ſeinem Grab,
Und ſeine Seel' aus Höllenpein,
Und gieß dem Leib ſie wieder ein.
Laß ihn noch leben zehen Jahr;
Wird dann er aller Sünden baar,
Schließ ihm auf's Neu' die Augen zu
Und führ' ihn ein zur ew'gen Ruh'.

Sankt Petrus macht ein froh Geſicht,
Ließ ſich auch lange treiben nicht.
Eilt gleich hinab zum Höllenthor
Und holte ſich die Seel' hervor,
Gab ſie zwei lieben Engelein,
Die brachten ſie nach Cöln hinein
Und ſtiegen in die Gruft hinab,
Nahmen den Leichnam aus dem Grab,
Einflößten ihm die Seel' auf's Neue
Und lehrten Buße ſie und Reue.

Digitized by Google

Als nun der Mönch frisch und gesund
Einher ging zu derselben Stund',
Da wunderte sich Jung und Alt.
Der Mönch, durch göttliche Gewalt,
Errettet aus der Höllenpein,
Fing an sich ernstlich zu kastei'n
That Buße und bekehrte sich
Erzählte Allen reuiglich,
Was ihn, in seinem Todesschlaf,
Für eine Qual und Elend traf,
Wie Petrus zu dem Heiland trat,
Maria für den Sünder bat,
Und wie die lieben Engelein
Dem Leib die Seele flößten ein.

Es lebt der Mönch noch manches Jahr
Und ward bald aller Sünden baar,
Riß manchen fort vom schlechten Steg
Und führt' ihn auf den rechten Weg,
Den wandeln soll ein guter Christ.

Als endlich, nach der langen Frist,
Des Frommen letztes Stündlein schlug,
Ein Engel ihn gen Himmel trug,
Bracht' ihn zum heil'gen Petrus hin,
Der ihn begrüßt mit frohem Sinn;

Sankt Petrus führte ihn zum Herrn,
Der aufnimmt die Bekehrten gern,
Und hohe Lust und Freude groß
Ward jetzt dem Mönch in Abram's Schooß.

Aus diesem Wunder kann man schau'n,
Daß man den Heil'gen soll vertrau'n;
Sie führen uns durch Tod und Grab,
Zuletzt von aller Sünde ab,
Und endlich in das Paradeis,
Erretten aus der Hölle heiß.
Das wünsch' ich jedem Christen gut,
Und denk' daß er ein Gleiches thut.
Hab' im Jahr dreizehnhundert acht,
In schöne Reim dieß Wunder bracht
In meiner Stadt zu Abberille
Wo frommer Leut' es gibt nicht viel,
Viel Sünder gibt es auch am Hof,
So wahr ich heiß Jehan de Boves.

Digitized by Google

Das
verhängnissvolle Veilchen.

Digitized by Google

. . . . . Envie est telle racine
Ou touz li maux prenent orine.
Roman du Renart: 183.

Digitized by Google

Das verhängnissvolle Veilchen.

Der Graf und die Gräfin Poitou, die, dem königlichen Hause verwandt, früher den größten Theil des Jahres am Hofe zu verleben pflegten, besuchten seit einiger Zeit das Hoflager Ludwigs des Dicken nicht mehr so häufig, um sich der Erziehung ihres einzigen Sohnes, des jungen Robert, mit desto größerer Sorgfalt widmen zu können. Die Gräfin hatte überdem noch die Pflege ihrer Nichte, der jungen Euryante, übernommen, welche ihr von ihrem Bruder, dem Grafen von Dommartie, übergeben worden war, als sie ihn noch an seinem Todbette besuchte. Die Gräfin hatte sich verpflichtet, die kleine Euryante als ihre Tochter zu erziehen, und wenn in Hinsicht der Ausbildung ihrer Nichte etwas versehen wurde, so lag die Schuld hiervon sicher nicht in ihrem guten Willen. Robert und

Digitized by Google

Euryante bewiesen bald viel Anhänglichkeit an einander, und diese schien um so größer zu seyn, als zufällige Umstände mehr Antheil an ihrem Zusammenleben hatten, als die Bande des Bluts, welche leider eine innige geistige Verbindung zwischen Geschwistern mehr zerstören, als zu fördern scheinen. Die beiden liebenswürdigen Kinder genossen einen Theil ihres Unterrichtes zusammen, konnten in ihren Freistunden nicht ohne einander seyn und hatten ihr ganzes kleines Vermögen an Spielsachen in gemeinschaftlichem Besitz.

Die Eltern Roberts sahen die Freundschaft der kleinen Wesen mit Vergnügen und konnten oftmals den Wunsch nicht unterdrücken, sie einst für immer vereinigt zu sehen. Im Charakter des Knaben lag etwas Entschiedenes und Festes, was jedoch nicht von Leidenschaftlichkeit frei war; Euryante dagegen war sanft und hingebend, gefühlvoll und leicht zu lenken, ohne deßhalb schwach zu seyn; denn hatte sie einmal einen bestimmten Entschluß gefaßt, was sich, so jung sie war, nicht selten ereignete, so bestand sie hartnäckiger darauf, als oft Eltern oder Erziehern lieb war.

Die eigentliche Aufsicht über das Mädchen war einer alten Dame, Namens Gondree anvertraut, die sich trotz ihrer unbezähmten Habsucht und ihrer niedrigen Leidenschaften, durch Heuchelei und Scheinhei-

ligkeit die Gunst der Gräfin von Poitou in so hohem Maße zu erschleichen gewußt hatte, daß sie bald in allem, was die Erziehung der armen Kleinen anging, fast unumschränkt zu gebieten hatte. Dieser grobe Mißgriff einer Pflegemutter, die es so gut mit derjenigen meinte, die ihrer Obhut anvertraut war, hatte seinen Grund in einer, man möchte sagen abergläubigen Ansicht, welche besonders das schwächere Geschlecht so leicht mit wahrer Religiosität verwechselt. Die Gräfin war nämlich mit blinder Ehrfurcht gegen alles, was zur Geistlichkeit gehörte, erfüllt, und nun war ihr Madame Gondree von einem Abte empfohlen und wie ein wahrer Engel geschildert, dessen Frömmigkeit allein für die tugendhafte Erziehung ihrer Nichte eine hinreichende Bürgschaft gewährte. Das andächtige Aeußere der alten Gondree, die überall mit Rosenkränzen und Crucifixen behängt war, das fromme Mienenspiel, worin sie es durch vieljährige Uebung zu einem seltenen Grade von Vollkommenheit gebracht, und die angenommene Zärtlichkeit, womit die schlaue Alte Euryanten gleich bei ihrem ersten Besuch behandelt hatte, mochten indessen auch das ihrige dazu beigetragen haben, sie in den Augen der Herzogin so hoch zu stellen.

Der junge Graf Robert gerieth glücklicher Weise in bessere Hände; ein alter Ritter, der aus reiner

Zuneigung zu dem Knaben diese Mühe übernommen hatte, führte die Oberaufsicht über seinen Unterricht, liebte seine ritterlichen Uebungen, welche in damaliger Zeit den Haupttheil der Erziehung des Adels ausmachten, und wirkte auch sonst in jeder Beziehung vortheilhaft auf den jungen Edlen ein.

Glücklicher Weise besaß die kleine Euryante ein so reines und offenes Gemüth, daß die schlechte Erziehung, welche ihrer Tugend Gefahr zu drohen schien, keine schlimme Folgen bei ihr äußerte. Madame Gondree suchte lange Zeit umsonst die Liebe ihrer Pflegebefohlenen zu erwerben, sie vermochte nichts als Ehrfurcht und Gehorsam von ihr zu erzwingen. Dies konnte der Alten nicht entgehen, aber da sie bemerkte, daß ihrer Schülerin Herz täglich an Zärtlichkeit für Robert zunahm, so dachte sie, Euryante werde ihrer bald genug bedürfen, und dann könne sie sie schon an sich fesseln. Sie nahm nun gegen Euryante einen strengeren Ton an, wollte nicht mehr erlauben, daß Robert alle seine müßigen Augenblicke bei ihrer Schülerin zubrächte, sondern war fest entschlossen den Fuß von unschuldiger Vertraulichkeit nicht mehr zu dulden, auf welchem das kleine Paar bisher mit einander gelebt hatte.

Als es Roberten eines Morgens nicht erlaubt wurde, seiner Euryante wie gewöhnlich einen Blu-

menstrauß zu bringen und mit ihr zu frühstücken, war ihm das Herz so beklommen, daß er sich der Thränen kaum erwehren konnte. Während des Unterrichtes war er zerstreut, bei seinen Ritterübungen nachlässig und in seinem ganzen Wesen so sehr verändert, daß sein Erzieher ihn für krank hielt; denn wie sollte dieser bei einem vierzehnjährigen Knaben eine Ursache des Kummers vermuthen, wie sie wirklich vorhanden war?

Euryanten ging es ihrerseits nicht besser. Als Madame Gondree Roberten, der zu ihr ins Zimmer wollte, zurückwieß, seufzte sie, ließ sich lange nöthigen ehe sie sich zur Toilette bequemte, warf die Blumen, die man ihr gab, um sie in ihr schönes schwarzes Haar zu flechten, unwillig auf den Boden — kurz nichts war ihr recht. Die alte Gondree war indessen scharfsichtiger als Roberts Erzieher, sie kannte sehr wohl den Grund der übeln Laune ihrer Schülerin, aber das war es eben, was sie beabsichtigt hatte.

Während der Mahlzeit warfen die Kleinen sich einige schmachtende Blicke zu, die den Argusaugen der Alten nicht entgingen, aber weit entfernt, Trost aus denselben zu schöpfen, wurde ihre Unruhe nur noch dadurch vermehrt; Robert machte sich Vorwürfe, daß er seiner lieben Euryante Unannehmlichkeiten verursache, und diese fürchtete, sie möchte

Digitized by Google

Roberten wohl gar eine Züchtigung zugezogen haben.

Beide Kinder waren musikalisch; Euryante spielte die Harfe und Robert auf der Zither nicht ungeschickt. Der alte provençalische Troubadour, dem der Graf von Poitou das Gnadenbrod gab und der die Kleinen unterrichtete, schlug seinen Schülern mehrere muntere Lieder seines Landes zum Singen vor, aber keiner von beiden hatte Lust dazu. Sie baten dagegen den Alten, er möchte ihnen ein liebliches aber schwermüthiges Lied, welches sie schon oft von ihm gehört hatten, noch einmal vorsingen und mit seiner Zither begleiten. Der Troubadour war hierzu sehr leicht zu bereden, und er stimmte folgendermaßen an:

Der Traum.

Ich habe wohl schönen Traum geträumt,
Ich fuhr auf Wellen und Wogen,
Die Woge hatte sich hochgebäumt,
Die Welle hat mich umzogen,
Und ich das Ruder in kühner Hand
Fuhr froh hinüber zum Uferland.

Dort lachte der Himmel so schön, so rein,
Dort blinkte heiter die Sonne,
Es lud so freundlich das Ufer ein,
Und bot Entzücken und Wonne.

Digitized by Google

Das Waſſer tobte, der Sturmwind klies,
Doch das Schifflein ſchnell durch die Wogen ſtieß.

Und immer näher und näher ſchien
Das erſehnte Ufer zu winken.
Froh glitt ich über die Fläche hin,
Die Augen thäten mir blinken.
Und ſieh, ſchon war die Arbeit gethan,
Es ſtieß das Schifflein am Ufer an.

Und über dem Stoße der Traum entwich,
Am Borde wähnt ich mich drüben;
Und ach! da war mit dem Schifflein ich
Am erſten Ufer geblieben.
Ich hatte wohl ſchönen Traum geträumt,
Und über dem Traume die Zeit verſäumt.

Das Schifflein im Sturme, das iſt mein Herz,
Das erſehnte Land iſt die Tugend,
Die Fahrt iſt das Streben himmelwärts,
Der Sturm iſt Leben und Jugend.
Ich glaubte ich wär auf himmliſcher Bahn
Weh, noch iſt am Ufer gefeſſelt der Kahn.

Der Troubadour wollte ſie jetzt bewegen auch ſelbſt zu ſingen, aber weder der eine noch die andere wollte ſich dazu verſtehen. Auf die Frage der Gräfin, welche ſelbſt zugegen war, weßhalb ſie denn heute ſo unluſtig wären? beklagten ſich Beide über Kopfſchmerzen. Die Gräfin ſchlug ihnen einen

Digitized by Google

Spaziergang vor, um sie aufzuheitern, aber so bereit sie sonst auch dazu zu seyn pflegten, so war ihnen doch heute dies auch nicht genehm; sie blieben zu Hause und hatten entsetzlich lange Weile. Die Gondree sah mit Vergnügen die gehoffte Wirkung ihres ersten Versuches und beschloß am folgenden Tage eine andere Probe anzustellen.

Als Robert nämlich am folgenden Morgen traurig im Garten auf und ab ging, begab sich die Alte auch dahin, und obgleich er ihr anfänglich auswich, kam sie ihm endlich doch so nahe, daß sie ihn zu sich rufen konnte. Sie bat ihn jetzt, er möge ihr doch Blumen pflücken helfen, da sie nicht wüßte, welche sie wählen solle, weil Euryante gestern an allen denen, welche sie ihr gebracht hätte, etwas auszusetzen gefunden habe. Er würde vielleicht, meinte die Schlaue, den Geschmack seiner Freundin besser treffen. „O, von Herzen gern, meine liebe Madame Gondree," antwortete Robert, und dabei leuchtete ihm die Freude aus den Augen. Er wollte zuerst eine herrliche Hyazinthe pflücken, die in der Mitte einer Blumenrabatte prangte, aber die Gondree hielt ihn davon ab, indem sie ihm bemerkte, er thäte besser, diese für die Gräfin selbst aufzubewahren, weil Euryante noch immer angegriffen wäre und der Geruch der Hyazinthe ihr zu stark seyn möchte; das arme Kind habe die ganze

Digitized by Google

Nacht nicht geschlafen, und klage noch immer über Kopfschmerzen. „Ich glaube gar, sie hat die ganze Nacht geweint," setzte die Alte hinzu; denn als ich heute Morgen ihre Vorhänge aufzog, sahen ihre Augen ganz roth aus." —

„Ach!" seufzte Robert, „ich habe auch nicht wohl geschlafen; aber heute ist die Luft so frisch und die Sonne steht schon so schön am Himmel, daß ich hoffe, wir werden uns beide besser befinden. Aber lassen Sie uns keine Zeit verlieren; ich will denn diese weiße Glocke pflücken, sie riecht nicht, aber ihre blendend weiße Farbe wird Euryantens schwarzes Haar noch schöner hervorheben."

Die Blumen wurden gepflückt und in ein Paar Sprüngen war Robert mit der Gondree, die Mühe hatte ihm nachzukommen, in des Mädchens Zimmer. „Nun, meine liebe Cousine, wie geht es Dir?" rief Robert ihr entgegen, als er ins Zimmer trat. „O, ich glaube, ich befinde mich etwas besser; aber was machst Du, lieber Robert?" — „Ich, ich befinde mich ganz vortrefflich. Ich glaube das schöne Wetter hat uns beide kurirt; nicht wahr, Madame Gondree? Die Luft ist so rein und die Sonne scheint so schön!" — Bei diesen Worten wies er freilich mit dem Finger nach dem Fenster, seine Blicke blieben aber an dem rosigen Mund und den himmlischen Augen Euryantens geheftet.

Digitized by Google

„Ja, Du hast recht, lieber Vetter, wir werden heute gewiß recht vergnügt seyn, der Tag beginnt so schön! Nicht wahr, Madame Gondree, Sie fühlen das eben so?“ — „Wohl nicht ganz so!“ versetzte diese lächelnd, während ihre Schülerin ihr um den Hals fiel und Robert ihr dankbar die Hand küßte. Madame Gondree pflegte ein kleines blechernes Fläschchen mit Weihwasser an ihrem Gürtel zu tragen; Robert lief fort und suchte unter seinen Kostbarkeiten ein kleines goldnes Flacon hervor, welches er ihr zum Geschenk machte. Euryante fand dagegen, daß ihr Spitzenkragen gar nicht gut säße und versprach noch am selben Tage anzufangen ihr einen neuen zu sticken.

Von diesem Augenblicke an nahm Madam Gondree sich vor, in ihrem Benehmen mehr Gefälligkeit als Strenge zu beobachten, denn sie wußte jetzt, mit wem sie zu thun hatte. Ihre Strenge hatte ihre Zöglinge nur dazu gereizt, eine kleine Rache zu nehmen, durch die sie sich selbst freilich am meisten schadeten, während ihr zuvorkommendes Betragen ihr reelle Vortheile gebracht hatte.

Bei dieser ihrer Denkungsart wird man es leicht begreiflich finden, daß nicht viel dazu gehörte, sie zu bewegen, über die Gränzen erlaubter Gefälligkeit hinauszugehen. Robert wußte täglich neue Gunstbezeugungen von seiner kleinen Geliebten zu

Digitized by Google

erlangen, welche dieſe ihm zu geſtatten ſo natürlich fand, daß ihr nicht einmal der Gedanke kam, es könne auch anders ſeyn. Auch war ſie wegen der Lobeserhebungen, womit die Gräfin Madame Gondree überhäufte, von einer zu hohen Achtung von der Tugendhaftigkeit ihrer Erzieherin durchdrungen, als daß ſie nicht hätte glauben ſollen, deren Gegenwart heilige gewiſſermaßen alles, was ſie thue.

So entwickelte ſich die Liebe Roberts und Euryantens unter der Pflege der frommen Erzieherin immer mehr, und als Robert mit ſeinem zurückgelegten ſechzehnten Jahre des Ritterſchlags würdig erachtet wurde, entdeckte die alte Gondree, der die kleinen Geſchenke, welche die Liebenden in ihrer gegenwärtigen Lage ihr machen konnten, nicht mehr genügten dem Grafen und der Gräfin dieſes Geheimniß und trug darauf an, die längſt beabſichtigte Verbindung durch ein förmliches Verlöbniß feſt zu begründen. „Mein Sohn iſt noch zu jung;“ gab der Graf zur Antwort. „Aber liebe Gondree, Euryante iſt kaum funfzehn Jahr;“ wandte die Gräfin ein. Die Alte war auf dieſe Einwürfe gefaßt geweſen und ließ ſich keineswegs dadurch irre machen. Den Grafen erinnerte ſie an die Heldenthaten, welche ſein Sohn auf der Jagd vollbracht, wie er hier einen Bären und dort einen Wolf erlegt hätte, und auf welchen Vater wirkt wohl ſolche

Digitized by Google

Schmeichelei nicht? „Und Sie, Madame," sagte sie zur Gräfin, „sind Sie denn daran gestorben, daß Sie sich mit funfzehn Jahren verheirathet haben?"

Gegen diese Gründe ließ sich nicht viel einwenden und die Gondree setzte es wirklich durch, daß die Verlobung an diesem nun doppelt festlichen Tage stattfand und sogar schon der Tag der Vermählung auf den ersten des Monats August festgesetzt wurde. Die Zwischenzeit sollte mit Turnieren und Festlichkeiten ausgefüllt werden, und alle Fürsten und Edlen der Nachbarschaft waren schon dazu eingeladen. Aber ach! der Himmel hatte es anders beschlossen, der glückliche Tag ihrer Verbindung war noch sehr fern; schwere Prüfungen hatte die treue Liebe der jungen Verlobten noch zu bestehen, ehe sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen sollten. Aber welche Bürgschaft ihrer Beständigkeit trägt auch die Liebe in sich, ehe sie sich bewährt hat in Kampf und Noth?

Mitten unter den Festen, die man dem jungen Paare zu Ehren gab, wurde die Grafschaft Poitou von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, die viele Menschen wegraffte und von der leider auch der Graf und die Gräfin befallen wurden. Robert und Euryante pflegten sie ohne die Gefahr zu achten, mit treuer Liebe und ihre Jugendkraft widerstand glücklich dem Krankheitsgifte; aber ihre heißen

Gebete um die Erhaltung ihrer theuern Eltern wurden vom Himmel nicht erhört. Der Graf überlebte nur zwei Tage den Verlust seiner tugendhaften Gemahlin.

Man kann sich den Schmerz der jungen Leute vorstellen, die kaum jemals einen ganzen Tag von ihren Eltern abwesend waren, und jetzt beide auf einmal von ihrer Seite gerissen sahen. Sie überließen sich eine Zeit lang ganz ihrem Schmerze, aber bald war Robert genöthigt einer Aufforderung des Königs Folge zu leisten, der gemäß er beim Hoflager zu erscheinen und die Huldigung für die ihm zugefallene Grafschaft zu leisten hatte. Er hätte diese Ceremonie allenfalls durch einen Stellvertreter versehen lassen können; allein da er nach dem Tode seines Vaters zu seiner Vermählung die Einwilligung Ludwigs des Dicken, als des Oberhauptes des königlichen Hauses, wozu auch er gehörte, nöthig hatte, so zog er es vor, selbst die Reise zu unternehmen, um auf desto weniger Schwierigkeiten zu stoßen.

Natürlich vergingen in den letzten Tagen vor Roberts Abreise wenig Augenblicke, die er nicht bei seiner geliebten Cousine und Braut zubrachte. Die Dame Gondree, die jetzt den jungen Grafen als ihren Gebieter betrachtete, legte den Liebenden wenig Hindernisse in den Weg, sich allein zu sehen,

Digitized by Google

als früher. Euryante war zwar in hohem Grade sittsam, aber vielleicht gerade deshalb fand sie in manchen kleinen Vergünstigungen, die sie Roberten erlaubte, nichts Anstößiges, obgleich die damalige Reinheit der Sitten, welche vom Modeton am Hofe der Bourbons sehr weit entfernt war, sie als zu große Freiheit bezeichnete.

Bei einem solchen Zusammenseyn geschah es nun einst, daß sich Euryantens Busen, den sie sonst immer aufs züchtigste bedeckt zu halten pflegte, zur Hälfte entblößte und zur nicht geringen Verwunderung Roberts eine Art von Muttermal in Gestalt und von der Farbe eines kleinen Veilchens zeigte. Euryante sprang erschreckt auf und rief: „Unartiger! was hast Du gethan? Du entreißest mir die letzte Gunstbezeugung, die ich Dir erst am Tage unserer Vermählung gestatten durfte, denn wisse, dieses Veilchen hatte noch niemand außer meinen Eltern und meiner Amme gesehen; selbst Madame Gondree nicht.“ — „O,“ antwortete Robert entzückt, und unter den feurigsten Küssen, „welcher Deiner Reize hätte nicht stets auch den Reiz der Neuheit für mich. Aber da Du mir bis jetzt ein Geheimniß aus diesem liebenswürdigen Fehler gemacht hast, so mußt Du mir schwören, daß Du wie bisher dieses reizende Veilchen vor jedermann, selbst vor den Frauen, welche Dich bedienen, ver-

Digitized by Google

borgen halten willst." — „Ja, das schwöre ich Dir, Geliebter, wenn jemals ein Mann auch nur wüßte, daß dieses Maal existirt, so dürftest Du mit Recht glauben, ich sey Dir untreu geworden." — Einige Tage nachher übergab Robert seiner Cousine, die schon allgemein als Herrin der Grafschaft Poitou betrachtet und ihrer Sanftmuth und Güte wegen von allen geliebt wurde, die Leitung sämmtlicher Angelegenheiten auf seinem Schlosse, und reiste nach der feierlichen Versicherung, wieder nach Poitou zurückzukehren, sobald er seinen Lehnseid geleistet und die königliche Genehmigung zu seiner Vermählung erlangt habe, und nicht ohne viele Thränen seiner zärtlichen Euryante nach dem königlichen Hoflager ab, welches Ludwig der Dicke damals in Pont de l'Arche hielt.

Robert war in tiefer Trauer, und konnte deshalb nicht mit dem Pompe bei Hofe auftreten, wie er unter andern Umständen gethan haben würde, aber seine edle Gesichtsbildung und seine schöne Gestalt erregten doch bei Rittern sowohl als bei Damen einen sehr günstigen Eindruck, dem sein angenehmes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung vollkommen entsprach. Der König bedauerte, daß er den Grafen von Poitou, seinen (Roberts) Vater, verloren habe, der ihm in den langen Kriegen gegen seine treulosen Vasallen so tapfer

beigestanden habe, freute sich aber, daß ihm im Grafen Robert ein neuer rüstiger Kämpfer erwachsen sey, auf den er mit Zuversicht rechnen zu können hoffe, wenn das Vaterland seiner einst bedürfen sollte. Er belehnte ihn darauf mit der Grafschaft, nahm die Huldigung in Empfang, welche Robert ihm auf den Knieen darbrachte, und stellte ihn dem ganzen Hofe als einen Anverwandten vor, den er der großen Verdienste seines Vaters wegen als seinen eignen Sohn betrachte.

So viel Freunde diese glänzende Aufnahme so wie sein einnehmendes Wesen und sein edler Anstand Roberten erwarben, so zog sie doch den Neid manches ehrgeizigen Ritters auf ihn. Unter diesen letzten befand sich der Graf von Forest, den der alte Schriftsteller, dem wir folgen, als groß und hager von Gestalt, als einen tapferen Kämpen, aber voller Arglist und Falsch schilderte. Er meint kein Mittel sey diesem ehrsüchtigen Manne zu schlecht gewesen, um sich dem Ziele seiner Pläne und heimlichen Machinationen zu nähern; ein jeder, der ihn an Rang übertraf, war sein Feind, obschon er sich wohl hütete, ihn seine wahre Gesinnung früher anerkennen zu lassen, als bis er einen entscheidenden Schlag gegen ihn ausführen wollte. Auch stimmte der Graf in die Bewunderung ein, welche Robert so allgemein einflößte, bis ein Zu-

Digitized by Google

fall zum Theil seine feindlichen Absichten entlarvte und Roberten, wenn er nur ein wenig Erfahrung und Weltklugheit besessen hätte, eine hinreichende Warnung gewesen seyn würde.

In einem Turniere, welches dem jüngen Grafen von Poitou zu Ehren gegeben wurde, blieb dieser Sieger auf dem Kampfplatz und sollte schon aus schöner Hand die Lorbeern empfangen, als ein grosser Ritter in stahlblauer Rüstung mit geschlossenem Visir aus den Schranken trat und noch eine Lanze zu Ehren der Dame zu brechen begehrte. Dies war der schwerste Kampf, den Robert bis jetzt zu bestehen gehabt hatte, lange schwankte der Sieg, aber endlich, als unser Ritter sich eine stärkere Lanze hatte geben lassen, streckte er den Unbekannten glücklich in den Sand. Durch den Fall löste sich das Band, welches den Helm befestigte, und nun erkannte man den Grafen von Forest, der sich als älterer Ritter zu diesem Turniere, welches nur für die jüngeren bestimmt war, von Rechts wegen gar nicht hätte stellen dürfen. Diese Unredlichkeit erregte bei den Rittern allgemeinen Unwillen und die Damen lachten und sporteten des Besiegten, wie er es verdiente. Robert dagegen stieg vom Pferde, hielt seines Gegners Roß auf, und half diesem selbst, der nur wenig beschädigt war, vom Boden aufstehen. Diese Courtoisie wurde von Seiten der

Zuschauer mit allgemeinem Beifall aufgenommen; der verdientermaßen bestrafte Graf von Foreſt aber entzog ſich ſobald als möglich den Blicken der Menge, die ſich verächtlich von ihm abwandte, um ſich dem Sieger glückwünſchend zuzuwenden, und Gedanken an Rache waren das einzige, worüber ſeine Seele brütete.

Nach Beendigung des Turniers kleideten die jungen Ritter ſich um, und nun begann ein Kampfſpiel, an dem die ſchönen Frauen und Jungfrauen ſo gut Theil nahmen, als die Ritter. Denn was iſt ein Ball anders, als eine Art Tuenier, wo man mit Anmuth und Grazie kämpft, Waffen, die oft tödtlicher verwunden, als die von Stahl und Eiſen? Aber auch hier feierte Robert Triumphe, und manche Schöne beneidete die Braut, die daheim ſeiner gedachte.

Die ſtolze Königin Adelaide that alles, um dieſem Feſte Glanz zu verleihen. Ab und zu wurde der Ball durch das Eintreten von Spielleuten und Jongleurs unterbrochen, die, wie man ſich in der Ritterzeit ausdrückte, in der „heitern Wiſſenſchaft“ Meiſter waren; das provençaliſche Gaboulet, die ſpaniſche Guitarre, die italieniſche Mandoline, die deutſche Harfe und die Sackpfeife aus den Alpenthälern Savoyens, alles hörte man in demſelben

Digitized by Google

Saale und jeder Minstrel sang in seiner eigenthümlichen Mundart. So oft der Sänger die letzten Strophen eines Verses wiederholte, fielen die Ritter und Damen als Chor ein, dessen volltönender Gesang in dem großen gewölbten Saale herrlich wiederhallte. Adelaide hörte unter den vielen Stimmen die des Grafen von Poitou heraus, und sie schien ihr so klangreich und angenehm, daß sie die Minstrels unterbrach und ihren Vetter bat, sich ihr zu nähern und irgend eine neue Romance allein zu singen. Robert gehorchte erröthend, er bat den spanischen Jongleur um seine Guitarre und besang in munterer Weise die unschuldigen Spiele zweier Kinder, die zusammen erzogen wurden. Er ließ dann ein drittes Kind auftreten, welches, wie es schien, kam, ohne daß die ersten beiden es gerufen hatten, um ihnen vorgeblich neue Spiele zu lehren. Mit einem Male beklagte sich das kleine Mädchen, der neue Ankömmling habe sie gestochen, indem er ihr eine Rose überreichte; der Knabe schreit, ihm habe er die Lippen mit einem brennenden Kuß verbrannt, und endlich klagen beide im Wechselgesang, das fremde Kind sey mächtiger geworden, als sie beide, behandle sie ganz nach seinem Gefallen und lasse ihnen nimmer Ruhe. Diese Klagen verwandelten sich aber bald in eine Hymne an den Knaben, über den das Paar sich anfangs beklagt

hatte, indem aus der Wonne, worin er die Schmerzen später verwandelt hatte, hervorgehe, daß er ein Gott sey. Robert dankte dem Liebesgott endlich, daß er aus seiner Hand eine so schöne und treue Geliebte empfangen habe, und schloß, indem er die Stimme erhob, mit einer Herausforderung an alle Schönen, zu versuchen sein Herz zu rühren, und an alle Ritter auf der Welt, von der, die er anbetete, eine Gunstbezeugung davon zu tragen.

Die Königin zollte dieser zierlichen Wendung, womit Robert seine Romanze schloß, lauten Beifall, manche junge Schöne konnte einen Seufzer nicht verhalten und allgemein war das Interesse für den jungen Ritter. Nur der Graf von Forest hatte die Bosheit mehreren Rittern, die um ihn herumstanden, zu sagen: „Dieser Poitou, der fast noch ein Kind ist, zeigt wie wenig Erfahrung er hat, wenn er meint, er könne sich auf die Treue seiner Dame so sehr verlassen. Ich wollte wetten, daß ich es binnen acht Tagen dahin brächte, daß sie mir jede Gunstbezeugung gewährte, die ich verlangte.“

Robert hörte diese Aeußerung, das Blut kochte ihm in den Adern, aber die Anwesenheit von Ludwig und Adelaide erlaubte ihm nicht den Grafen von Forest förmlich Lügen zu strafen; er begnügte sich daher ganz laut zu sagen: „Graf, Ihr habt

eine so schlechte Meinung von den Damen, daß Ihr die Gunst keiner einzigen verdient. Ich achte sie alle, aber von der Tugend und Treue der, die mir bestimmt ist, habe ich so hohe Begriffe, daß ich nicht nur meinen Glauben mit den Waffen zu vertheidigen bereit bin, sondern daß ich auch ohne Bedenken meine Grafschaft Poitou gegen eine gleiche Besitzung aufs Spiel zu setzen bereit bin, wenn jemand kühn genug seyn sollte, zu versuchen, sie dem Schwure, den sie mir geleistet, ungetreu zu machen." Forest erröthete, aber er blieb bei seiner Behauptung.

Robert war jetzt nicht mehr Herr über sich. „Graf," rief er, „ich nehme die ganze französische Ritterschaft zum Zeugen, daß ich meine Grafschaft Poitou gegen die Grafschaft Forest wette, Ihr werdet in der Zeit von acht Tagen die Treue meiner Verlobten nicht wankend machen." — „Damit bin ich zufrieden," antwortete Forest, und nahm den Handschuh auf, den Robert ihm hingeworfen hatte.

Diese ganze Scene ging so rasch vor sich, daß Ludwig und die Königin nicht Zeit hatten, eine so unüberlegte Wette zu hindern, und jetzt konnte der König sich nicht mehr weigern, die Pfänder in Empfang zu nehmen, welche beide Grafen ihm überreichten. Robert machte sich noch durch einen besondern Eidschwur verbindlich, seiner Eurvante keine

Digitized by Google

Nachricht über das kühne Unterfangen des Grafen von Foreſt zukommen zu laſſen; erreichte dieſer aber ſeinen Zweck nicht, ſo fiel die Grafſchaft von Foreſt dem Grafen von Poitou anheim, im umgekehrten Falle verlor Robert ſeine Beſitzung zu Gunſten von Foreſt.

Schon am andern Morgen reiste der Graf von Foreſt in Begleitung einiger Knappen ab, und langte eines Morgens in Poitiers an, als Euryante gerade mit mehreren Damen, die ihren kleinen Hofſtaat bildeten, aus der Meſſe nach ihrem Schloſſe zurückkehrte. Sobald Foreſt ſie gewahrte, ſtieg er vom Pferde und näherte ſich ihr mit der größten Ehrerbietung. „Prinzeſſin,“ redete er Euryante an, „Geſchäfte rufen mich nach meiner Grafſchaft und da habe ich Roberten verſprechen müſſen über Poitiers zu reiſen, um Ihnen ſeinen Gruß zu entbieten und zu ſagen, wie ſehr er mit ſeinem Empfange bei Hofe zufrieden ſey.“

Euryante, die den Grafen ſchon kannte, nahm ihn ſehr höflich auf und lud ihn zum Mittagsmahle ein. Einer der Barone, von Poitou, führte auf Euryantens Geheiß den Grafen in ein eigenes Hotel, und nachdem dieſer ſich hier von der Reiſe ein wenig ausgeruht hatte, erſchien er

reich gekleidet im Schloß von Poitiers, wo die schöne Eurvante ihn auf's Artigste empfing. —

Die junge Gräfin benahm sich über Tafel mit so viel Anmuth, daß sie einen solchen Eindruck auf Foreſt's Herz machte, daß er schon gar nicht mehr daran dachte, die Grafschaft Poitou zu gewinnen, sondern die reizende Persönlichkeit der Gräfin ihn ganz allein beschäftigte. Nach aufgehobener Tafel bat Foreſt die Gräfin, ihm zu erlauben, sich eines geheimen Auftrags zu entledigen, den er ihr von Robert zu überbringen hätte. „Thun Sie das immerhin," versetzte Euryante bescheiden; „in dem Verhältnisse, in welchem ich mit Robert stehe, kann ich alles hören, was er mir sagen läßt, aber vor der Madame Gondree habe ich kein Geheimniß und ich darf sie nur in ihrem Beiseyn sprechen."

Der Graf faßte die Gondree fest in's Auge und glaubte in ihr eine Person zu erkennen, die in früherer Zeit ihm bei seinen heimlichen Liebschaften an die Hand gegangen war. Dieß machte ihn so kühn, ihr einen Blick zuzuwerfen, der von der Heuchlerin nur zu gut verstanden und augenblicklich beantwortet wurde. Foreſt fing jetzt in allgemeinen Ausdrücken an zu reden über die Gründe, die ihn bewogen hätten, sie während Roberts Abwesenheit zu besuchen, rückte nach und

Digitized by Google

nach immer mehr mit seiner wahren Absicht heraus und bot ihr endlich geradezu sein Herz und seine Hand an. Euryante, die ein sehr munteres Temperament besaß, konnte sich nicht enthalten, dem Grafen gerade in's Gesicht zu lachen und ihm zu sagen, obgleich sie diese Erklärung für einen bloßen Scherz nähme, so könne sie sich doch nicht genug darüber wundern, diese gerade von ihm zu hören. Der Graf ließ sich indessen durch diese Erklärung nichts weniger abschrecken, er beschwur ihr mit Thränen, daß sein Glück gänzlich von ihr abhänge, wenn er nur ihre Liebe erringen könne.

Euryante stimmte jetzt einen andern Ton an, stellte ihm das Abscheuliche des Verraths vor, den er an Robert beginge, und sagte ihm, sie halte es für ihre Pflicht, ihren Verlobten von Allem in Kenntniß zu setzen, was er ihr so eben eröffnet habe. Der Graf von Foreſt sah nun wohl ein, daß er gegen Euryantens Festigkeit und Treue durch solche offene Angriffe nichts werde ausrichten können, aber er hoffte noch durch ein Zwiegespräch mit der alten Goudree seinem Zwecke näher zu kommen. Der Abend und das Nachtmahl gingen sehr ernst vorüber und als der Graf im Begriffe war, sich zu empfehlen, gab er der Alten noch ein Zeichen, daß er sie allein zu sprechen wünsche. Die Goudree wußte aus Erfahrung, daß er vorzüglich

Digitized by Google

Dienste so zweideutiger Art reichlich belohnte, sie machte sich daher ein Geschäft außerhalb der Zimmer der Gräfin, und sagte Foreſt beim Weggehen: „Ich kann Ihnen nicht verdenken, Herr Graf, daß Eurvante Ihnen gefällt, aber ich kenne ihre Gemüthsart zu gut, als daß ich hoffen dürfte, Sie mit besserem Erfolg noch einmal zu ihr führen zu können; aber vielleicht ließe sich durch List etwas ausrichten. Ihr Badezimmer ist neben dem meinigen, wo ich Sie leicht verstecken könnte. Freilich ist damit noch nicht viel gewonnen, denn sie ist auf eine so lächerliche Weise züchtig, daß sie sich stets einschließt, und daß weder ich noch eine von ihren Kammerfrauen, sie jemals ein frisches Hemd haben anziehen sehen. Ich glaube deßhalb, daß sie irgend einen verborgenen Fehler hat, und daß sie . . .“ — „O, das wäre herrlich,“ unterbrach sie der Graf; „hätte sie nur irgend ein geheimes Zeichen, das ich sehen könnte, so wäre mir geholfen, ich wünsche nichts weiter.“

Er erzählte der alten Kupplerin jetzt die Wette, warum es sich handle, und versprach ihr einen schönen Landsitz und eine große Summe baaren Geldes, wenn sie ihm ein Mittel ausfindig mache, ihm nicht nur seine Grafschaft zu erhalten, sondern Poitou noch dazu zu gewinnen.

„Laßt mir nur Zeit, darüber nachzudenken,“ ant-

Digitized by Google

wortete sie; „thut als ob Ihr krank wäret und bleibt morgen noch hier, am Abende sprechen wir uns dann wieder.“

Der Graf von Foreſt verfügte sich in das Hotel, welches ihm zur Wohnung angewiesen war, und schickte Euryanten am folgenden Morgen einen seiner Knappen zu, um ihn zu entschuldigen, daß er ihr nicht aufwarte; er sey krank. Euryante war sehr froh darüber, zeigte sich über Tafel sehr aufgeräumt, ging am Nachmittage in Gesellschaft mehrerer ihrer Damen in den weitläufigen Gärten des Schlosses spatzieren und kam am Abende ziemlich ermüdet zurück. Die Gondree sah, daß sie schwitze, ließ deßhalb frische Wäsche bringen und beredete Euryanten, sich umzuziehen. Diese ging in ihr Schlafgemach, schloß aber wie gewöhnlich die Thüre hinter sich zu. Als sie wieder kam, machte die alte Gouvernante ihr zärtliche Vorwürfe über ihre übertriebene Züchtigkeit, welche Euryante zwar anfangs nur mit Lachen beantwortete, als sie aber zu sehen glaubte, daß die Gondree sich ernstlich gekränkt fühlte, weil sie seit vier Jahren, die sie jetzt in Poitiers sey, noch nicht einmal so viel Zutrauen habe gewinnen können, war ihr dieser Vorwurf unerträglich; sie fiel ihrer Erzieherin um den Hals und sagte: „denke nicht so schlecht von mir, gute

Digitized by Google

Gondree; ich setze kein Mißtrauen in Dir, aber Du kennst meine zärtliche Liebe für Robert; ist es nicht meine Pflicht, dem Mann, der mich glücklich macht, auch das kleinste Versprechen auf's Heiligste zu erfüllen?" Sie vertraute ihr darauf freimüthig an, daß Robert ein Zeichen an ihr entdeckt und ihr einen Schwur abgenommen habe, dasselbe niemanden sehen zu lassen, wer es auch seyn möge.

Obgleich die Gondree nicht wußte, welcher Art dieses Zeichen war, so freute sie sich doch, so viel herausgebracht zu haben und that als billige sie ganz die strenge Zurückhaltung, welche Enryaute aus diesem Grunde beobachtete. Zu gleicher Zeit dachte sie sich aber schon einen Plan aus, wie sie ihr das Geheimniß entreißen wollte. Sie beredete die Gräfin am folgenden Morgen ein Bad zu nehmen und weil das Badezimmer nur durch eine enge Bretterwand von dem Schlafgemach der Gondree geschieden war, so ließ sich leicht ein kleines Loch bohren, durch welches man die Gegenstände im andern Zimmer deutlich genug wahrnehmen konnte. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, wurde der Graf von Foreſt durch ein Billet auf den andern Morgen in aller Frühe nach dem Schlosse bestellt. Er erschien vor Sonnenaufgang in einen grauen Mantel gehüllt

und wurde bis zum Augenblicke der Entscheidung in einem großen Kleiderschrank versteckt gehalten.

Die liebenswürdige Euryante, weit entfernt einen so schändlichen Verrath zu ahnden, ging gegen acht Uhr in das Zimmer von Madame Gondree, ließ sich hier von ihren Kammerfrauen zum Theil entkleiden und begab sich darauf, wie gewöhnlich, allein in's Bad. Nachdem Euryantens Kammerfrauen sich entfernt hatten, befreite die Alte den Grafen aus seinem Gefängnisse und zeigte ihm, wie er alle Reize ihrer liebenswürdigen Herrin nach Gefallen betrachten konne. Er sah die junge Euryante, schön wie Venus, aus dem Bade gehen, er hatte Mühe sich zurückzuhalten, daß er nicht in einen lauten Schrei und Bewunderung ausbrach, aber eine noch weit lebhaftere Freude empfand er, als das gewünschte Veilchen sich seinen Blicken darbot. Er betrachtete es lange um sich Lage und Gestalt desselben genau einzuprägen und fiel dann der alten Gondree um den Hals und erneuerte ihr sein Versprechen. Er schlich sich aus dem Schloß hinweg, ließ sogleich seine Pferde satteln und reiste noch am selben Tage nach dem Hoflager Ludwigs ab.

Hier war er nun sehr verwundert, ihn schon vor Ablauf der bestimmten Zeit wieder eintreffen zu sehen; Robert zweifelte nicht daran, daß er,

Digitized by Google

durch Euryantens Benehmen abgeschreckt, irgend einen Vergleich mit ihm abzuschließen so früh zurückgekehrt sey, aber wie groß war sein Erstaunen und sein Zorn, als er erfuhr, daß der Graf von Foresť ausſprengte, er habe die Wette und mit ihr die Grafſchaft Poitou gewonnen. Der vorgebliche Sieger log auch wirklich den König an, er möge Euryante vor seinen Richterſtuhl citiren, dann werde er die untrüglichſten Beweiſe beibringen, daß seine Anſprüche auf Poitou wohl begründet wären.

Robert hatte den Grafen von Foresť nach seiner Rückkehr von Poitiers vergeblich zu treffen geſucht, um ſich mit ihm zu ſchlagen, aber dieſer war ihm beſtändig feige ausgewichen und hatte ihn nur in Gegenwart des Königs geſehen. Da es auf dieſe Weiſe nicht zum Zweikampfe kam, ſo konnte Ludwig ſich endlich nicht länger weigern, dem Begehren des Grafen Foresť Gehör zu geben, und Euryante ſelbſt vorladen zu laſſen, um in dieſer Sache vernommen zu werden. Robert widerſetzte ſich um ſo weniger dieſem Auskunftsmittel, als er der ſichern Erwartung war, er werde mit Hülfe dieſes kleinen Veilchens ſeinen Feind auf eine glänzende Weiſe Lügen ſtrafen zu können. Es wurde daher ein Schildknappe mit der einfachen Botſchaft nach Poitiers geſendt, die Königin

Digitized by Google

Adelaide bäte Euryante, geborene Gräfin von Dommortin, sich an ihren Hof zu begeben, wahrscheinlich könne der Knappe als seine Muthmaßung hinzufügen, um ihre Hochzeit mit Robert zu feiern.

Die arme Euryante, die nicht ahndete, wie grausam man sie täusche, empfing diese Botschaft mit der lebhaftesten Freude und reiste gleich am andern Tage mit einem glänzenden Gefolge nach Hofe ab, der sich inzwischen nach der Hauptstadt zurückbegeben hatte. Die schändliche Gondree that, als wäre sie sehr betrübt über ihre Abreise, aber sie entschuldigte sich mit ihrem Alter und ihrer Kränklichkeit, als Euryante ihr den Vorschlag machte, sie zu begleiten. Die sehnsüchtige Braut machte große Tagereisen, aber sie richtete es doch so ein, daß sie an dem Tage, an welchem sie in Paris eintraf, des Morgens nur mehr zwei oder drei Stunden zu machen hatte. In reicher Pracht, noch blühender als gewöhnlich vor Freude ihren Geliebten wieder zu sehen und von der Hoffnung belebt, ihm in Gegenwart des ganzen Hofes die Hand zu reichen, zog sie durch die volkreichen Straßen von Paris nach dem Palais des Tournelles, welches vor der Erbauung der Louvre die Residenz der Könige von Frankreich war.

So laut der Beifall gewesen war, mit dem die

Einwohner der Hauptstadt die junge Prinzessin aufgenommen hatten, so unerwartet und ängstigend war ihr der kalte Empfang im Schlosse. Zwei Kammerherrn führten sie in die Gemächer, die für sie bestimmt waren, und nachdem sie sich hier ausgeruhet und erfrischt hatte, führte man sie unter dem Vorwande, sie dem Könige vorzustellen in den großen Audienzsaal, wo Ludwig von den Pairs des Reiches umgeben, in königlicher Pracht auf dem Throne saß. Hatte sich Euryante schon gewundert, daß man sie dem Könige eher als der Königin vorstellen wollte, so ging ihr Erstaunen bei diesem großen und ganz unerwarteten Anblick um so mehr in Bestürzung über, als sie ihren Geliebten nicht unter den Pairs gewahrte. Zwar empfing sie der König äußerst freundlich und sagte ihr viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit; aber dennoch füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie vermochte keinen Laut von sich zu geben.

Auf einmal öffneten sich zu beiden Seiten des Saales zwei Nebenthüren, und aus der einen trat Robert, aus der andern der Graf von Foreſt hervor. Euryante war wie vom Blitz getroffen, sie erkannte jetzt wohl, daß die Versammlung nichts anders als das höchste Gericht war, und obgleich sie noch nicht bestimmt wissen konnte, aus welchem Grunde die beiden Grafen als Gegner

Digitized by Google

auftraten, so glaubte sie doch so viel aus dem Umstande abnehmen zu können, daß man ihre Gegenwart für erforderlich gehalten hatte, daß die Streitsache mit des Grafen von Foreſt neulicher Anwesenheit in Poitiers in Verbindung stehen müsse. Sie blieb indessen nicht lange in Ungewißheit, denn so bald Kläger und Beklagte Platz genommen hatten, wurde die zwischen ihnen abgeschlossene Wette, die nach den Gesetzen des Ritterwesens die Kraft eines förmlichen Vertrags hatte, so bald sie mit Ritterwort und Handschlag bekräftigt worden war, der richtenden Versammlung öffentlich verlesen. Nachdem Eurvante dieses Aktenstück hatte vorlesen hören, welches ihr an sich schon mit ihrer Ehre unerträglich schien, verlieh die Tugend ihr Muth und sie rief voll edlen Unwillens: „O, Robert, wie hast Du den Namen Deiner künftigen Gattin solcher Schmach aussetzen können! Die Grafschaft Foreſt ist Dein, aber gibt es eine Entschädigung für das, was ich in diesem Augenblicke leide? — Und Sie, Herr Graf, was wagen Sie gegen mich vorzubringen?“ — „Gegen Sie? wahrhaftig Nichts,“ antwortete Foreſt mit gleißnerischer Tücke; „denn ich habe Sie zu schön, zu gefällig und zu zärtlich gefunden, als daß ich nicht dankbar für das Glück seyn sollte, welches ich Ihnen verdanke.“ —

Digitized by Google

„Abscheuliches Ungeheuer!“ rief Euryante erschrocken und erlag vor dem bloßen Gedanken, daß seine frechen Behauptungen Glauben finden könnten. Ihr Bewußtseyn verließ sie, und der größere Theil der Versammlung, welcher von ihrer Unschuld durchdrungen war, fing schon an zu murren über Foreſt's Unverschämtheit. Aber während die Kammerfrauen um die ohnmächtige Euryante beschäftigt waren, und Robert von der Bank der Angeklagten seiner Geliebten zueilte, näherte sich der Graf von Foreſt dem Könige und sagte: „Sire, als Beweis meiner Behauptung kann ich anführen, daß Robert's Verlobte an ihrer linken Brust ein Muttermal von der Gestalt und Farbe eines Veilchens trägt. Robert von Poitou hört mich und weiß, welcher Vertrag unter uns besteht; wenn ich Lüge rede, so mag er mich derselben zeihen.“ —

Robert blieb versteinert stehen und vermochte kein Wort hervorzubringen. Euryante wurde in ein Nebenzimmer gebracht und hier sahen zwei Hofdamen, die ihr zur Begleitung beigeordnet wurden, daß es mit der Aussage des Grafen von Foreſt seine vollkommene Richtigkeit habe. Da der König und seine Pairs hiervon in Kenntniß gesetzt waren und Robert sich verzweiflungsvoll entfernte, ohne die verlangte gerichtliche Vertheidigung beizu-

bringen, konnte Ludwig nicht umhin das Urtheil auszusprechen, Eurhaute sey schuldig und die Grafschaft Poitou falle von Rechts wegen dem Grafen von Foreſt anheim. Der niederträchtige Verläumder schwur dem Könige auf der Stelle den Lehenseid und reiste mit der vom Reichskanzler unterzeichneten Urkunde über den Erwerb seiner neuen Besitzung nach Poitiers ab.

Der so bitter getäuschte Robert war inzwischen in seine Wohnung geeilt, hatte alle Zeichen seines Ranges und selbst seiner Ritterwürde abgelegt und verließ, trotz aller Bitten seiner Verwandten und seiner Knappen, in ganz einfacher Kleidung und bloß mit einem Schwerdte umgürtet, die Hauptstadt, ohne zu wissen, wohin er seine Reise richten, wollte. Sein Roß schlug den Weg nach dem Walde von Melun ein, und nachdem er lange Zeit in dumpfem Hinbrüten seinem treuen Schimmel die Zügel völlig überlassen hatte, hielt es an einem freien Platze ermüdet und hungrig an, um in dem hohen Grase zu weiden. Dieß erweckte Roberten aus seiner Betäubung, er stieg ab, warf sich trostlos auf den Rasen nieder und linderte die Angst seines Herzens durch einen Strom von Thränen. Doch wir dürfen sein Schicksal nicht eher weiter verfolgen, als bis wir wissen, was aus seiner unglücklichen Geliebten geworden ist.

Digitized by Google

Als Euryante endlich aus dem todesähnlichen Zustande wieder zu sich gekommen war, worin sie die schändliche Verläumdung des Grafen von Foreſt gestürzt hatte, befand ſie sich mit einem einzigen Kammermädchen allein im Zimmer. Die Entdeckung des Verbrechens macht gemeine Seelen kleinmüthig, aber die erkannte Unschuld behält stets den Muth, gegen ihr grausames Geschick zu streiten, wenn auch Niemand mehr ihr glaubt. „Wo ist Robert? was ist aus ihm geworden?“ waren die ersten Worte, die Euryantens Lippen bei ihrem Erwachen verließen. In ihrem Tone lag so viel Schmerzliches und ihr Blick war so rührend, daß ihrer Dienerin die Thränen in die Augen traten. „Ach! könnte ich es Ihnen verschweigen!“ antwortete ſie; Robert ist mit Schimpf und Schande verurtheilt und die Grafschaft Poitou gehört nicht mehr ihm. Er sieht die, welche an seinem Falle Schuld ist, und sein Herz blutet ob ihrer Untreue.“ „O liebe Freundin,“ sagte Euryante und näherte sich dem Mädchen, „hab' Erbarmen mit mir, Robert und der König sind betrogen, der Graf ist ein Verläumder: der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Wahrheit rede. — O, Robert, wie konntest Du so leicht glauben, daß ich dieses Ungeheuer Dir vorzöge?“ Die Wahrheit trägt einen Character an sich, der sich nicht erheu-

Digitized by Google

cheln läßt; das Kammermädchen, deſſen Aufſicht die Unglückliche anvertraut iſt, glaubt ihr und willigt ein, die Kleider mit ihr zu tauſchen, um ihr zur Flucht behülflich zu ſeyn. Sie zeigt ihr eine verborgene Treppe, die auf den Hofraum führt, Euryante holt ſich ſelbſt eines von ihrer Kammerfrauen Pferde, gelangt unerkannt aus Schloß und Stadt und eilt ihrem Geliebten nach. Sie iſt ſo glücklich, auf häufiges Befragen von Zeit zu Zeit Nachricht über einen Reiſenden einzuziehen, den ſie für ihren Robert erkennt. Glücklich gelangt ſie an den Wald, wo friſche Spuren ihr den Weg bezeichnen, den ſie wählen muß; endlich hört ſie das Wiehern eines Pferdes, ſie eilt; ſie hört Schluchzen und Klagen und ſtürzt ſich über Robert, der, mit dem Geſichte dem Boden zugewandt, auf dem Raſen liegt. „Robert! o, mein Robert!“ ruft ſie aus und ſchlingt ſeinen Arm um ihren Hals. Der Ritter iſt überraſcht, aber zugleich ergrimmt, die vermeinte Treuloſe in ſeiner Nähe zu ſehen. „Was willſt Du hier, Elende?“ ruft er wüthend ihr entgegen. „Sterben von Deiner Hand,“ iſt ihre Antwort; „oder Dich von meiner Unſchuld überzeugen.“ — „Ja, Du ſollſt eine gerechte Rache fühlen,“ und mit dieſen Worten zog der Wüthende ſchon ſein Schwerdt. Aber die vermeinte Euryante rief: „O, Robert, wie verblendet Dich Dein

Digitized by Google

Zorn! Doch ich sehe zu gut, daß ich Dein Herz auf ewig verloren habe; mein Leben hat keinen Werth mehr für mich und ich kann es nicht länger ertragen, in Deinen Augen schuldig zu erscheinen. Stoße zu, und mache meiner unglücklichen Liebe mit meinem Leben ein Ende!"

Diese Worte machten Robert zaudern; er bedachte sich einen Augenblick, schauderte vor dem Verbrechen, das er zu begehen im Begriff war, warf sein Schwerdt weg und rief: „Das Leben magst Du behalten, aber hoffe nicht, daß Du mich noch einmal bethörst; ich überlasse Dich dem Schicksal, das Du verdienst." Mit diesen Worten und ohne auf Euryantens Verzweiflung zu hören, bestieg der Ritter sein Roß und sprengte im Galopp davon.

Den Herzog von Clermont, der sich auf einem seiner Lustschlösser in der Gegend von Sers aufhielt, hatte die Jagd gerade in diesen Wald geführt, und Euryante mochte vielleicht eine Stunde schluchzend und in Thränen gebadet an dem Orte gelegen haben, wo Robert sie verlassen hatte, als er durch das anhaltende Gebell seiner Hunde auf eine besondere Erscheinung aufmerksam gemacht wurde. Er folgte mit seiner Jagdgesellschaft dem Rufe seiner Hunde und war natürlich äusserst betroffen, ein junges, schönes Mädchen in einem Zustande, als in

welchem Euryante sich befand, allein in diesem abgelegenen Walde zu erblicken. Der Herzog fragte sie, wie sie in diese Lage gerathen und was die Ursache ihres Kummers sey, aber sie antwortete ihm nur mit Schluchzen und Thränen. Der junge Herzog fand die schöne Euryante selbst in ihrem Kummer so liebenswürdig, daß er ihr vorschlug, sie solle ihn nach seinem Schlosse und später nach Clermont begleiten, wo er für sie sorgen wolle und tröstend hinzufügte, die Zeit werde ihren Schmerz lindern, was auch die Ursache desselben seyn möchte.

Euryante weigerte sich standhaft, sein Anerbieten anzunehmen; aber der Herzog ließ sich durch ihre Weigerung nicht irre machen. Er hob sie auf, so sehr sie auch widerstreben mochte, und trug sie zu ihrem Zelter und nahm sie mit sich auf sein Schloß. Hier empfahl er sie der Obhut seiner Schwester, der er sein ganzes Abentheuer erzählte und seine Muthmaßungen mittheilte, das junge, hübsche Mädchen verberge ihren wahren Stand, um nicht wieder zu den Ihrigen geführt zu werden.

Des Herzogs Schwester seufzte längst über die Schwachheiten ihres Bruders, sie suchte ihn auf dem Weg der Tugend zu erhalten oder zurückzuführen, und es gefiel ihr deßhalb sehr wohl, daß das verwahrloste Mädchen ihr anvertraut wurde. Sie ging auch auf die Absicht ihres Bruders, als ver-

heimliche sie ihren Stand, um so leichter ein, da dieß in ihren Plan vollkommen paßte. „Ich hoffe ihr ganzes Geheimniß von ihr herauszubringen," sagte sie, „wenn Du sie nur einen Monat unter meiner Aufsicht läßt, ohne daß Du sie auch nur ein einzigesmal zu sehen verlangst."

Da wir die junge Eurydante jetzt in so guten Händen wissen, so dürfen wir es wagen, sie mit der Prinzessin von Clermont allein zu lassen, um zu sehen, was aus unserem unglücklichen Ritter geworden ist.

Wir sehen, daß Robert sich nach der voreiligen Trennung von seiner Geliebten tiefer in den Wald begab, aber vergebens suchte er eine Ruhe zu erringen, die sein Herz vielleicht auf ewig floh. Die süßen Stunden, die er auf seinem Schlosse mit Eurydanten verlebt hatte, vermochte er nicht aus seiner Erinnerung zu verbannen, ihre Zärtlichkeit und ihr natürliches unschuldiges Wesen hatten noch etwas Anziehendes für ihn, obgleich er sich jetzt gern glauben machen möchte, es sey bloße Verstellung von ihr gewesen; und von aller Schuld konnte er sich doch auch nicht freisprechen, denn hatte er nicht die zarte Jugend muthwillig arglistiger Verführung ausgesetzt? Auch mochte ihm schon der Gedanke kommen, wie wäre sie darauf verfallen, mich in meiner Einsamkeit aufzusuchen,

Digitized by Google

wäre ihr Herz mir nicht noch immer zärtlich zugethan?

Während Robert diese traurigen Betrachtungen anstellte, lenkte er sein Pferd, ohne daß er wußte warum, seiner verlornen Grafschaft zu. Er reiste mit kurzen Unterbrechungen die ganze Nacht, bis zum Anbruch des folgenden Tages, und da befand er sich in einem großen Marktflecken, der nicht mehr weit von den Gränzen Poitou's entfernt war. „Ach!“ seufzte er, „dieß ist das schöne Land, dem meine Vorfahren Gesetze vorschrieben. Meine Schuld ist es, daß ich es verloren.“ Er konnte dem Wunsche nicht widerstehen, sein Stammschloß noch einmal zu sehen und da er vermuthete, daß Madame Gondree sich noch dort befände, so entwarf er den Plan, verkleidet in die Stadt zu kommen, in der Hoffnung, entweder von der Erzieherin seiner Geliebten Aufschlüsse zu erhalten, wie er sie wünschte, oder doch wenigstens die peinliche Ungewißheit aus seinem Gemüthe zu entfernen, die ihm in diesem Augenblicke noch verhaßter war, als selbst die Gewißheit, ihm bliebe, gar keine Hoffnung. Robert wußte, daß der alte Minstrell, bei dem er Musik gelernt hatte, in diesem Flecken ruhig und zufrieden von den Wohlthaten lebte, die der alte Graf — Robert's Vater — ihm hatte zufließen lassen. Er kannte

die Rechtschaffenheit dieses Mannes und seine treue Anhänglichkeit an die gräfliche Familie und durfte es deßhalb wagen, ihm seinen Plan anzuvertrauen. Zu diesem begab sich der unglückliche Liebhaber in einem, wie sich leicht denken läßt, nicht sehr glänzenden Aufzuge, und bat ihn um gastliche Aufnahme für eine Nacht. Der alte Sänger, der ihn nicht sogleich erkannte, sagte, seine großmüthige Herrschaft hätte ihn, Gottlob! in den Stand gesetzt, seine Tage ruhig und ohne Sorgen zu verleben und er freue sich, wenn er Gelegenheit habe, das was er ihren Wohlthaten verdanke mit einem Unglücklichen theilen zu können. Er wartete ihm sogleich mit Wein und Speisen auf, und während der erschöpfte Robert sich daran labte, bemerkte der Alte einen Ring an seinem Finger, den er oft gesehen zu haben, sich erinnerte, wenn er den jungen Grafen auf der Zither unterrichtete. „Ach, das ist mein theurer Herr," rief er aus, „Gott, in welchem Zustand befindet Ihr Euch!" Robert umarmte ihn, theilte ihm seinen Plan in Kürze mit und that tausend Fragen über den jetzigen Zustand der Grafschaft und über die Verhältnisse auf dem Schlosse. „Ach!" antwortete der Alte, „ich habe mich nicht dazu entschließen können, einen Ort wieder zu besuchen, der mich an meinen alten Herrn erinnert; ich gehe nicht mehr nach Poitiers.

Digitized by Google

Nur von Durchreisenden habe ich vernommen, daß Eure ehemaligen Unterthanen Euch noch immer beweinen. Am Hofe herrscht weder Ordnung noch Anstand; alle alten Diener sind verabschiedet, nur die Gondree ist geblieben, und es scheint sogar, daß der Graf sie mit Auszeichnung behandelt, was denn zu gar sonderbaren Gerüchten Anlaß gegeben hat."

Robert hörte dem, was der alte Sänger sagte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und wurde vorzüglich wegen des Umstandes mit der Gondree nachdenklich. „Ich muß selbst sehen, wie sie zusammenleben," sagte er endlich, „und sollte es mein Leben kosten. Ich habe sie wegen des schändlichsten Verraths in Verdacht; entdecke ich diesen und überzeuge mich von der Unschuld meiner geliebten Euryante, so will ich gern sterben."

Der Alte umfaßte seine Knie und bat ihn mit Thränen, er solle doch sein Leben keiner augenscheinlichen Gefahr aussetzen. „Ich denke wie Ihr über den Grafen und die Gondree; aber gerade je mehr sie schuldig sind, desto sicherer ist Euer Tod, sobald sie Euch erkennen." Robert bemerkte ihm dagegen, daß er in seinem Zustande gar nichts mehr zu verlieren habe; daß er den Verlust seiner Grafschaft leicht verschmerze, daß er aber die Untreue seiner Geliebten unmöglich lange überleben

Digitized by Google

könne, und er daher Alles thun müsse, um hierüber die möglichste Aufklärung zu erlangen.

Da der alte Ministrell sah, daß Robert sich nicht werde von seinem Vorhaben abbringen lassen, that er Alles, um ihn unkenntlich zu machen. Er gab ihm seine spanischen Stiefeln, hing ihm seinen alten Mantel um, verbarg sein langes herabhängendes Haar unter einer alten Pelzmütze, und hing ihm seine Leyer und einen alten Brodsack um. In diesem armseligen Anzuge war es nicht leicht, ihn zu erkennen. Er setzte zu Fuß seine Reise fort, und traf nach einem dreistündigen Marsch in regnerischem Wetter und durch die schlechten Wege übel zugerichtet, in Poitiers ein.

Robert blieb an verschiedenen Plätzen in der Stadt stehen, und schlug einige Accorde auf seiner Leyer an, womit die Sänger damals ein Zeichen zu geben pflegten, damit man sie in die Häuser rufen könne. Es war gerade Festtag, und man hätte deßhalb um so eher erwarten sollen, er wäre häufig gerufen worden, aber Robert hörte die Bürger unter einander sagen: „Was will der unglückliche Jongleur in dieser Stadt, wo Alles trauert?“ — „Ihr solltet weiter gehen, Freund,“ sagten Andere, „Poitiers ist nicht mehr, was er früher war; Ihr sterbt Hungers, ehe man Euch einmal ruft.“ Robert konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Digitized by Google

Ach! dachte er, welche Vorwürfe habe ich mir zu machen, daß ich so treue Unterthanen mit mir in's Unglück gestürzt. Man freute sich, daß er so viel Antheil am Unglücke der Stadt zu nehmen schien, und gab ihm Brod und Kuchen, die er mit Dank annahm und in seinen Brodsack steckte.

Robert war so einige Zeit in der Stadt umhergegangen, als er in die Nähe des Schlosses kam. Hier setzte er sich auf einen Eckstein und fing an zu spielen. Madam Gondree hörte ihn zufälliger Weise vom Balkon aus und ließ ihn holen, um den neuen Grafen von Poitou während der Mahlzeit zu unterhalten. Als man bei Tafel saß ließ man den Sänger herein, der, nachdem er sein Instrument gestimmt, zwei oder drei Romanzen sang. Die eine handelte von Wilhelm von Oranien mit der Stumpfnase, der von Wunden bedeckt aus dem Feldzuge Karls des Großen heimkehrte und von dessen schwachen Sohne, Ludwig dem Frommen, Hülfe gegen die Sarazenen begehrte. Ludwig schlug ihm seine Bitte ab, und Wilhelm, aufgebracht über des Kaisers Undankbarkeit, wirft ihm mit Stolz sein unedles Betragen vor, zeigt ihm seine Wunden, und erklärt ihm, er wolle nichts mehr von seinem Dienste und von seiner Lehnspflicht wissen.

Da Robert sah, daß der Graf seinem Spiele

Digitized by Google

wenig Aufmerksamkeit schenkte, ihn auch die Gondree nicht aufforderte, weiter zu singen, so setzte er sich neben dem großen Kamin auf einen Sessel, um seine Kleider zu trocknen, die noch vom Morgen sehr naß waren. Niemand gab mehr Acht auf den armen Jongleur, die Bedienten trugen den Tisch ab und gingen fort, nur der Graf und die Gondree blieben. Die alte Gleißnerin nahm diesen Augenblick, wo sie sich mit ihrem Herrn allein glaubte, wahr, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er noch nichts gethan habe, ihre wichtigen Dienste zu belohnen. Foreſt gestand dieß ein, er entschuldigte sich indessen damit, daß die großen Belohnungen, die er ihr bestimmt hätte, Verdacht erregen könnten, wenn er sie ihr so bald auf einmal anwiese. „Er wisse sehr wohl," fügte er hinzu, daß er es ihr einzig zu danken habe, daß er die Wette gewonnen, und ohne sie würde er unfehlbar seine Grafschaft Foreſt verloren haben; aber daß er die Reize der schönen Euryante nur auf einen Augenblick habe betrachten können, erzeuge jetzt eine weit größere Unruhe in ihm, als damals, wo er bloß an seine Wette gedacht habe." Die Gondree merkte wohl, daß hierin ein Vorwurf für sie liegen sollte, und versicherte ihm bei allem, was ihr lieb sey, daß Euryante lieber tausendmal ge-

Digitized by Google

ſtorben wäre, als daß ſie in eine Untreue gegen ihren Geliebten eingewilligt hätte.

Was Robert bei dieſem Geſpräche fühlte, brauchen wir nicht zu beſchreiben, er mußte alle ſeine Willenskraft zuſammen nehmen, um ſich nicht erkennen zu geben und über die Störer ſeines Friedens, und was ihm noch weit mehr galt, des Glückes ſeiner Geliebten herzufallen. Er hielt ſich indeſſen auf ſeinem Platze in der Ecke beim Kamin ganz ruhig, bis Foreſt auf die Jagd geritten, und die Goudree ſich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte. Dann ſchlich er ſich auf einer Nebentreppe aus dem Schloſſe und eilte in eine Kirche, um ſeine Unruhe zu verbergen und dem Himmel zu danken, daß er es ſo gelenkt habe, ihn ſo vollkommen von der Unſchuld ſeiner Eurpante zu überzeugen, und ihm das Geheimniß des ſchändlichen Paares zu offenbaren.

Sobald er ſich ein wenig wieder geſammelt hatte, verließ er die Kirche und die Stadt und kehrte zu ſeinem alten Minſtrell zurück, der ſich mit ihm über ſein Glück freute und eilte nun ſeine unglückliche Geliebte aufzuſuchen. Viele Tage irrte er, alle größeren Ortſchaften vermeidend, im Lande umher, ohne irgendwo das Geringſte von der, welche er ſuchte, in Erfahrung bringen zu können. Er

Digitized by Google

kam auf seinen Zügen auch in die Gegend des Ardenner Waldes und hier stieß er auf mehrere bewaffnete Ritter, die ihn zu bereden suchten, in die Dienste des Grafen Galeram zu treten, der in eine junge, reiche Erbin des Landes verliebt wäre und diese in ihrem Schlosse anzugreifen und zu entführen sey. Robert war zu hochherzig, um eine so schlechte Sache zu verfechten; im Gegentheil, er fühlte sich gedrungen, der unterdrückten Baronin beizustehen. Er folgte den Rittern nach dem Schloß, welches Galerams Truppen schon zu belagern begannen, trennte sich aber von seinen Gefährten, sobald er im Angesicht der bedrängten Feste war, und eilte den aufgezogenen Zugbrücken zu, die ihm auf ein Zeichen, daß er sich in freundlicher Absicht nahe, niedergelassen wurden. Man führte ihn vor die Dame des Schlosses, die im größten Jammer da saß, denn sie hatte schon ihre beiden Brüder im Zweikampf gegen Galeram verloren und befand sich jetzt fast ohne allen Schutz. Robert schlug ihr vor, ihr Schicksal seinen Waffen anzuvertrauen; er wolle den Grafen Galeram zum Zweikampf herausfordern und er hoffe, die gute Sache werde mit Gottes Hülfe durch seinen Arm siegen. Sie scheint eine Zeitlang unentschlossen, aber am Ende nimmt sie des Ritters uneigennütziges Anerbieten an und Roberten gelingt es, den gefürchteten Galeram, obwohl

nicht ohne eigene Wunden, gefährlich zu verletzen und in den Sand zu strecken. Ihm das Leben schenkend zwingt er ihn zum schändlichen Abzuge. Die junge und schöne Erbin einer ansehnlichen Baronie war durch ihn gerettet und erklärte sich bereit ihm, aus Dankbarkeit die Hand zu schenken, die sie sich vielleicht auch ohne daß diese Pflicht im Spiele gewesen wäre, ihm zu geben hätte bereden lassen können. Aber Robert, dem seine Geliebte immer gleich lebhaft vor Augen schwebte und der jetzt mehr als je entschlossen war, sie entweder wiederzufinden, oder wenn er alle Hoffnung verloren hätte, Hand an sich selbst zu legen, konnte ihre Zärtlichkeit nicht, wie es die Baronin wünschte, erwiedern, und noch ehe seine Wunden ganz geheilt waren, entfernte er sich eines Abends aus dem Schlosse ohne der schönen Besitzerin auch nur ein Lebewohl zu sagen, und langte mit Sonnenaufgang so krank in Chalons an, daß er in das erste beste Haus eintreten mußte, um nicht auf der Straße niederzusinken.

Glücklicherweise gerieth er in das Haus eines reichen und wohldenkenden Bürgers, der ihn liebreich aufnahm und ihn völlig heilen ließ. Allein auch hier steht unseres Ritters Herzen eine Prüfung bevor. Der Bürger hatte eine eben so schöne als geistreiche Tochter Namens Bertha, die bald

Digitized by Google

den jugendlichen Ritter nicht mehr mit gleichgültigen Augen ansah. Roberten entging dies nicht, aber bei seiner treuen Liebe und seiner Rechtlichkeit wissen unsere Leser schon vorher, daß er sich die Leidenschaft der schönen Bertha nicht wird zu Nutze machen wollen. Er theilte ihr seine Liebe zu Euryanten, sein Unglück und seine nachherigen Abentheuer mit, wornach der armen Bürgerstochter freilich keine Hoffnung mehr übrig bleiben konnte; hatte der Ritter Baronin und Baronie verschmäht, wie sollte denn Bertha eines Bürgers Tochter, sein Herz gewinnen können? Sie entschloß sich daher, ihm selbst zur Abreise zu rathen. „Da Ihr das Glück meines Lebens einmal nicht begründen könnt," sagte sie, „so reist so bald als möglich; Euer hiesiger Aufenthalt wird mir zu gefährlich. Ihr habt Eure erste Geliebte unglücklich gemacht, indem ihr leichtsinniger Weise ihr Herz auf die Probe stellen wolltet, zieht euch nicht auch noch den Vorwurf zu mein Glück zerstört zu haben." Sie schenkte ihm ein schönes Pferd und einen abgerichteten Sperber, und entließ ihn mit einer herzlichen Umarmung und unter tausend Thränen.

Robert setzte seine Reise jetzt unter dem Namen des Ritters mit dem Sperber fort, und bestand noch manche Liebes- und Kampfabentheuer, bis er endlich zu Milon, Herzoge von Köln kam, der

alle Ritter auf beiden Ufern des Rheines zum Kriege gegen die Sachsen aufgefordert hatte, die einen Einfall in seine Staaten gewagt hatten. Robert der schon alle Hoffnung aufgab, seine treue Liebe noch zu finden, folgte diesem Aufruf in der Hoffnung, in diesem Kriege einen rühmlichen Tod zu finden. Der Ritter mit dem Sperber zeichnete sich auch bald im Kampfe mit der gefürchtetsten Nation Deutschlands vor allen andern Rittern aus, wo er war flohen die Feinde und wenig fehlte, so hätte er den Sachsenherzog zum Gefangenen genommen. Der Herzog Milon war über die unverhoffte Erscheinung eines so ausgezeichneten Helden an seinem Hofe entzückt, nahm Robert nach Beendigung des Krieges mit sich auf sein Schloß und wollte sein Gesuch um die Entlassung aus seinem Dienste nicht gewähren.

War Robert im Felde ein Schrecken seiner Feinde gewesen, so war er dagegen den Damen an Milons Hofe eine höchst willkommene Erscheinung. Die Tochter des Herzogs, die jüngere Euglantine, mußte dem siegreichen Ritter, der ihr die erbeuteten Fahnen überbrachte, der damaligen Sitte gemäß, mit einem Kuße begrüßen. Die sanften Lippen Euglantinens machten keinen andern Eindruck auf Roberts Mund, als ein frischduftendes Rosenblatt, aber wie ein Feuerstrahl wirkte

Digitized by Google

Roberts Kuß auf Englantinens Lippen. Einer jungen Hofdame der Prinzessin, die der Scene beiwohnte, entfuhr ein Seufzer. „O wie glücklich ist meine Gebieterin!“ sprach sie laut genug, um sowohl vom Ritter als von der Prinzessin gehört zu werden, und diese erröthete noch mehr, als dieß schon beim Kuße der Fall gewesen war. Florette, so hieß das Fräulein, traf ein strafender Blick ihrer Gebieterin und als der Ritter wieder abgetreten war, blieb es nicht bei diesem. Aber Florette antwortete keck: „I, Prinzessin, wäre es möglich, daß sie jetzt schon eifersüchtig wären? Aber glauben Sie denn, daß ich Ihretwegen Nein sagen werde, wenn er mich zur Dame seines Herzens wählen wollte?“ —

„Schweig, Närrin,“ antwortete Englantine verdrießlich, „hast Du ihm Städte und Schlösser zu geben wie ich? oder besitzest Du etwa so viel Reize, daß Dir niemand widerstehen kann?“ — „Die wenigen, die ich habe, sind mein ganzes Vermögen; aber ich will nicht versprechen, daß ich sie nicht geltend machen werde, um dem schönen Ritter zu gefallen.“

Englantine schickte Florette unwillig fort und schloß sich in ihrem Zimmer ein, um ungestört den Gedanken ihrer neuen Liebe nachhängen zu können. Sie wußte natürlich nicht, welche Gründe

Digitized by Google

den Ritter mit dem Sperber bestimmt hatten, ihrem Vater in dem Feldzuge gegen die Sachsen zu dienen, und obgleich er seine Schwermuth nicht verbarg, so hoffte sie doch ihn durch ihre Reize, die durch die Vortheile ihrer äußern Verhältnisse so kräftig unterstützt wurden, am Ende zu besiegen. Sie bat ihren Vater, der sie als seine einzige Tochter unaussprechlich liebte, Bälle und Feste ihm zu Ehren zu veranstalten, aber der Ritter zeigte sich hier nicht, wie die Prinzessin gehofft hatte. Er behandelte zwar alle anwesenden Damen mit vieler Artigkeit, indessen Euglantine fand nicht, daß er ihr eine andere Auszeichnung gewährte, als die, welche sie als die vornehmste zu fordern sich berechtigt hielt. Die Festlichkeiten wurden daher wieder eingestellt und Robert mußte nun manchen Abend allein mit der Prinzessin und ihren Damen zubringen. Einst setzte sich Euglantine, die eine sehr hübsche Stimme hatte, zur Harfe und sang ein niedliches Liedchen, welches so anfieng:

Liebe hat mich krank gemacht,
Nur Liebe kann mich heilen.

Kaum waren die letzten Akkorde verklungen, so bemächtigte sich Florette der Harfe, legte die Handschuhe, die ihren schönen runden Arm bedeck-

Digitized by Google

ten und sang und spielte mit einem Seitenblick auf den schönen Ritter das Lied:

O, kenntet meine Qualen ihr,
So grausam wärt ihr nimmer.

Sie hatte den ersten Vers noch nicht ausgesungen, so riß die eifersüchtige Englantine ihr das Instrument aus der Hand und sagte, indem sie Roberten eine Zither anbot: „Herr Ritter, Sie wissen mit diesem Instrumente sicher eben so gut umzugehen, als mit Lanze und Schwerdt; singen Sie uns ein Lied dazu.“ Robert nahm die Zither, schlug einige Akkorde an und seufzte tief. Englantine und Florette bezogen beide diesen Seufzer auf sich, jede suchte in seinen Augen seine Gefühle für sie zu lesen, aber wie bald seufzten beide eben so schmerzlich, als Robert, der endlich folgendermaßen anstimmte:

Ach! ach! mein Auge sucht vergebens
Das Bild, das mein Gemüth erfüllt,
In diesem Labyrinth des Lebens
Wird einmal nur das Ziel enthüllt!
Greifst Du nicht rasch nach Pfeil und Bogen
Ist Deinem Blicke es entflogen.

Ich sah das Ziel das meines Lebens
Hoffnung und Glück in sich enthielt;
Ich wandte mich; es schwand; vergebens
Sucht es mein Aug', mein Herze fühlt

Kein andres ist für ihn vorhanden,
Ein Stern erglänzt', und alle schwanden!

Euglantine, die ein sehr lebhaftes Temperament hatte, konnte es nicht verbergen, einen wie unangenehmen Eindruck das Lied auf sie machte, obgleich sie es nur zur Hälfte verstand. Sie sagte daher so leise zu Robert: „Herr Ritter, Sie müssen ein sehr schwaches Herz haben, wenn Sie nicht zu lieben wagen, wo Sie geliebt werden. Es kommt mir wenigstens vor, als sey dieß der Sinn Ihres Liedes.“ Robert glaubte sich noch durch einen Vorwand aus der Verlegenheit helfen zu können und antwortete: „Schönes Fräulein, einem so armen Ritter, als ich bin, würde es übel anstehen, seine Augen so hoch zu erheben; ich liebte ein Fräulein, das mit mir von gleichem Stande war, wir wollten uns verbinden, aber ein unbarmherziger Vater trennte uns, und ich lebte sicher nicht mehr, hätte seine Rache mich ereilt.“ — „O wäre ich Eure Geliebte gewesen,“ fiel ihm Euglantine naiv in die Rede, „so hätte ich es ganz anders gemacht, ich wäre mit Euch davon gegangen.“

Inzwischen wurde Florette über das lange Zwiegespräch unruhig und um demselben ein Ende zu machen, gab sie vor, der Herzog Milon ver-

lange seine Tochter zu sprechen. Beide entfernten sich und Robert ging allein im Garten auf und ab, als auf einmal Harfentöne seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er sah sich nach allen Seiten um, und gewahrte endlich an einem Fenster des Gartensaales ein Frauenzimmer, das ihn durch Blicke und Worte gleich sehr einzuladen schien, sich ihm zu nähern. Er vernahm deutlich den Refrain eines jeden Verses:

Wer die Liebeswunde schlug, der heile
Schleunig auch die Kranke! Eile, eile!

Obgleich Robert that, als gäbe er gar nicht Acht auf den Gesang, so ließ doch Englantine Florette schnell zu sich rufen, und die lieblichen Töne verschwanden.

Die Prinzessin hatte sich inzwischen mit ihrer frühern Gouvernante in ihr Zimmer zurückgezogen gehabt, und war zu bewegt, als daß sie diese nicht zu ihrer Vertrauten hätte machen sollen. Es ist so süß von dem Gegenstande seiner Liebe zu sprechen, und wie sollte ein Mädchen vor derjenigen ein Geheimniß aus dem Zustande ihres Herzens machen, der sie von Jugend auf alle ihre Gedanken und Gefühle anzuvertrauen gewohnt war? „Ach, liebe Freundin," sprach sie, „er hatte gewiß Gift auf den Lippen, denn seitdem sie meinen Mund

Digitized by Google

berührt haben, hat mein Herz nicht einen Augenblick mehr Ruhe. Sag', gibt es keine Hülfe, muß ich vor Liebe sterben, während alle andere Mädchen sagen, sie sey so süß, diese Leidenschaft?"

Obgleich Euglantinens Erzieherin nicht so verworfen war, wie Madame Goudree, so gehörte sie doch auch nicht zu den strengsten Moralistinnen und hatte ihre Pflegbefohlene zu lieb, als daß sie ihr nicht auch in der Erfüllung von Wünschen hätte zur Hand gehen sollen, die vielleicht besser unerfüllt geblieben wären. Sie redete ihr zu und sagte: „Es wäre doch Jammerschade, wenn eine so schöne Prinzessin an einer Krankheit sterben sollte, die so leicht zu heilen ist. Nach allem dem, was Du mir sagst, muß ich vermuthen, daß Dir irgend eine frühere Liebschaft des Ritters im Wege steht, die ihm bis jetzt den Anschein von Gleichgültigkeit gegen Dich gibt. Aber laß mich nur machen, ich kenne einen Trank, der ihm bald seine alte Liebe so soll vergessen machen, daß er Dir zu Füßen fällt und Dich anbetet. Nur mußt Du ihn dazu bewegen, daß er diesen Liebestrank mit Dir theilt." — „O, das ist meine Sorge," versetzte Euglantine der nachsichtigen Gouvernante um den Hals fallend; „habe ich nur den Trank, so soll er ihn schon trinken. O, wie freue ich mich darauf, ihn zu meinen Füßen liegen zu

sehen!“ Aber das leichtgläubige Kind wußte nicht, daß kein Zauber ein wahrhaft treues Herz zu bezwingen vermag.

Florette hatte während dieses Gesprächs auch auf Plane gedacht, den fremden Ritter zu gewinnen und ihre Gebieterin bei ihm auszustechen. Nach langem hin- und her überlegen schien es ihr am rathsamsten, ihm des Nachts einen heimlichen Besuch abzustatten: „wir können dann recht ungestört mit einander schwatzen,“ dachte sie; „ich stelle ihm alle die Gefahren vor, denen er sich aussetzen würde, wenn er sich in eine Intrigue mit der Prinzessin einließe, und ...,“ Wir wissen nicht, was Florette weiter denken mochte, und wahrscheinlich dachte sie gar nichts Bestimmtes, denn sie war noch so jung, und die Stimme ihres Herzens ließ sich zum erstenmale vernehmen; — aber über Robert finden wir die gewisse Nachricht, daß er die ganze Zeit über, wo diese beiden liebenswürdigen Geschöpfe sich so mit ihm beschäftigten, nur neue Pläne entwarf, wie er seine geliebte Eurvante wieder finden könne. Das einzige Resultat, zu dem er aber gelangte, war, daß er sich je eher, je lieber auf eine ehrenvolle Weise vom Hofe des Herzogs Milon losmachen müsse.

Er schlug dem Herzoge in dieser Absicht vor, dem Grafen Regiduf von Limburg das Anerbieten

machen zu lassen, eine alte Fehde, die er mit diesem Fürsten hatte, durch einen persönlichen Kampf mit ihm, und unter Zuziehung einer gleichen Anzahl von Rittern zu schlichten, einen Rath, den Milon um so lieber annahm, als er des Streites müde war und gern das Blut seiner Unterthanen schonen wollte. Er schickte wirklich seinen Seneschal mit dieser Herausforderung nach Limburg ab, und Regiduf erklärte sich am dritten Tage von der Forderung angerechnet, bereit mit seinen Kampfgenossen vor Köln zu erscheinen. Natürlich war unser Ritter mit dem Sperber unter denjenigen, welche der Herzog seinerseits zu Mitkämpfern wählte. Als man nun hiervon im Schlosse Kunde bekam, gab es viele, die theils aus Schmeichelei, theils aus wahrer Liebe oder Anhänglichkeit den Herzog baten, sein theures Leben keiner so großen Gefahr auszusetzen. Unter den letzten befanden sich auch Englantine und Florette, die fußfällig und mit Thränen flehten, der Herzog möge den Kampf doch wenigstens noch aufschieben. Ob die Gefahr, der Robert sich aussetzte, zu diesen Bitten mitgewirkt hatte, darüber erklärt sich unser Chronist gar nicht ausdrücklich, aber er versichert, beide Schönen hätten gar bedeutungsvolle Seitenblicke auf diesen jungen Helden geworfen. Milon lächelte natürlich über die übertriebene Aengst-

keit seiner Tochter und ihrer Gesellschaftsdame und blieb bei seinem Entschlusse. So wurden die beiden Nebenbuhlerinnen durch dieses unangenehme Zwischenspiel genothigt, die Ausführung ihrer Pläne bis zu einer gelegneren Zeit aufzuschieben; die Furcht, einen angebeteten Liebhaber zu verlieren, ließ sie sogar so sehr ihre Stellung zu einander vergessen, daß sie täglich zusammen in die Kirche gingen, um für die glückliche Heimkehr ihres Theuren zu beten.

Indessen trafen die beiden feindlichen Häuflein auf einer Ebene drei Meilen von Köln zusammen und begannen einen mörderischen Kampf. Die beiden Führer zersplitterten ihre Lanzen gegen einander ohne sich zu verwunden oder aus dem Sattel zu heben und stritten darauf zu Fuß mit dem Schwerdte weiter, bis Regidus in der Seite verwundet und Milon durch einen Hieb auf seinen festen Helm betäubt zu gleicher Zeit zu Boden sanken. Der Seneschal wurde von einem limburgischen Ritter durchbohrt; Robert spaltete diesem wiederum den Schädel, aber gleich darauf erhielt sein Streitroß einen Lanzenstich in die Brust, daß es, sich bäumend, zurückfiel und mit dem ganzen Gewichte seines Körpers dem Ritter so auf der Brust lag, daß er jeden Augenblick glaubte, den Geist aufgeben zu müssen. Robert konnte sich

Digitized by Google

in seiner Lage nicht regen; das einzige, was ihm zu thun übrig blieb, war, daß er das schwerverwundete Roß anfeuerte, aufzustehen. Endlich machte es wirklich noch eine Kraftanstrengung aufzustehen, und diese Gelegenheit nahm der Ritter wahr, sich unter dem Thiere hervorzuarbeiten, was ihm auch zu seiner um so größern Freude gelang, als er während dieser Zeit einen feindlichen Ritter sich dem Herzoge Milon hatte nahen sehen, der noch immer ohne Bewußtseyn neben dem Grafen Regiduf hingestreckt lag. Die augenscheinliche Gefahr, worin der Herzog schwebte, hatte Roberts Anstrengung verdoppelt, und sobald er sich von seiner Last befreit sah, machte er den feindlichen Ritter durch sein Geschrei stutzig, der jetzt erst auf seine eigne Vertheidigung bedacht seyn mußte und sich deßhalb wieder vom Herzoge entfernte. Obgleich Robert um einen halben Kopf kleiner war, als sein Gegner, so brachte er ihm, doch einen solchen Hieb auf den Arm bei, daß das Schwerdt seiner Hand entfiel; aber noch nicht besiegt, griff der tapfere Limburger mit der Linken nach dem Dolche und stürzte sich verzweiflungsvoll auf den Ritter mit dem Sperber los. Zwar brachte ihm dieser, noch eher der Verwundete sich seines Dolchs bedienen konnte, eine tödtliche Kopfwunde bei, aber im Falle versetzte der so hartnäckige Feind unserem

Ritter doch noch einen Dolchstich in die Seite, den Robert zwar anfangs wenig achtete, jedoch bald für nicht so ganz unbedeutend anerkennen mußte.

Die beiden Fürsten hatten sich inzwischen von ihrer Betäubung erholt und Milon war in dem erneuten Kampfe so glücklich, seinen Gegner durch einen furchtbaren Hieb auf den Kopf zu Boden zu strecken. Regiduf hatte die Schwachheit, den Sieger um Pardon zu bitten und dieser empfing sein Schwerdt und mit ihm die Lehnshoheit über die Grafschaft Limburg.

Wenn auch der Herzog selbst seinen Gegner endlich besiegt hatte, so kam doch Roberten in so fern auch ein Theil der Ehre des Sieges zu, als Milon ihm sein Leben verdankte. Dieß wurde so weniger verkannt, daß Robert, der durch den starken Blutverlust sehr geschwächt war, nicht nur in einer Sänfte nach der Stadt zurückgeführt wurde, neben der der Herzog selbst im Schritt herritt, sondern daß der Ritter mit dem Sperber auch beim Einzuge in Köln durch den Herold als Sieger an diesem großen Tage verkündet wurde. So zog er triumphirend unter dem Freudengeschrei einer unabsehbaren Menge und von Blumen und Kränzen, welche Frauen und Jungfrauen aus Fenstern und von Balconen auf ihn herabstreuten, bedeckt, in die Stadt ein.

Digitized by Google

Die schöne Euglantine war natürlich die erste gewesen, die den Siegern entgegen geeilt war. Sie brachte Guirlanden und Lorbeerkränze, die ihr edler Vater sich weigerte anzunehmen, und die daher sämmtlich Roberten zu Theil wurden. Aber so sehr die Prinzessin sich auch freute, ihren Vater wohlbehalten und ihren Geliebten als Sieger zurückkehren zu sehen, so sehr mußte die Todtenblässe und die Mattigkeit des Verwundeten, der alle Ehren- und Freudenbezeugungen nur mit erzwungener Freundlichkeit in Empfang nahm, die lebende Euglantine niederschlagen. Sie besorgte ihm sogleich ein Lager und ließ Aerzte und Wundärzte herbeiholen, die sein Leben für nicht außer Gefahr erklärten. Man kann sich leicht denken, welche Wirkung diese Erklärung auf Euglantinen und Florette hervorbrachte; die Prinzessin besuchte ihn mit Hintansetzung ihres Ranges häufig auf seinem Zimmer, und Florette fand tausend Vorwände am Krankenbette zu verweilen. Sie las ihm aus den Romanen von der Tafelrunde vor, und wählte stets solche Stücke, welche lehrten, daß Liebe mit Gegenliebe belohnt zu werden verdiene. Aber je öfter sie diesen süßen Gedanken in dem Ritter hervorzurufen suchte, desto mehr beschäftigte sich dieser mit seiner theuern Euryante, und nichts vermochte ihn darüber zu trö-

Digitized by Google

sten, daß er nicht im Stande war, abzureisen, um in seinen Nachforschungen nach seiner unglücklichen Geliebten fortzufahren.

Nach und nach besserte es sich jedoch zusehend mit Robert und seine Wunde fing schon an zu vernarben, als ein schrecklicher Traum einen Rückfall zur Folge hatte. Es kam ihm nämlich vor, als sähe er Eurpante von einem Haufen bewaffneter Männer im bloßen Hemde zum Scheiterhaufen führen und als höre er die Unglückliche sich über seine (des Träumenden) ungerechte Verstoßung bitter beklagen. Er wollte ihr zu Hülfe eilen, aber sie verschmähte seinen Beistand mit der trostlosen Aeußerung, sie habe schon so viel Ungemach erduldet, daß der Tod für sie nichts Schreckliches mehr hätte. Der wohlbekannte Ton ihrer Stimme weckte ihn, er fand sich in Thränen gebadet und glaubte in diesem Traum einen Wink des Himmels zu sehen, seine Abreise nicht länger zu verschieben. Er erhob sich von seinem Lager und versuchte seine Rüstung anzulegen, aber der Schmerz, den ihm seine Wunde verursachte, machte ihm dieß unmöglich. Demungeachtet ließ ihm seine Unruhe den unüberlegten Entschluß noch nicht aufgeben; er warf bloß einen weiten Mantel über, gürtete sein Schwerdt und stieg in den Hofraum hinab, um sich ein Pferd zu holen und die Stadt wo

Digitized by Google

möglich längst hinter sich zu haben, ehe man sein Verschwinden im Schlosse bemerkte. Die empfindliche Morgenkälte des schon ziemlich vorgerückten Herbstes und die Anstrengung beim Oeffnen der schweren Stallthür zogen dem Reconvalescenten indessen ein Fieber zu, welches ihn hülflos und ohne ihm einmal so viel Kräfte zu lassen, um nach Beistand rufen zu können, auf den kalten bethauten Boden niederwarf. Glücklicherweise währte es nicht lange, bis die Knechte ihn fanden, als sie in den Stall gingen, um ihre Pferde zur Tränke zu führen. Man brachte ihn wieder zu Bett, ließ sich erzählen, wie er dahin gekommen und machte ihm sanfte Vorwürfe über seine Unbedachtsamkeit und seinen Vorsatz, den Hof des Herzogs zu verlassen, ohne Abschied zu nehmen.

Die Gouvernante hatte die besondere Pflege des Kranken übernommen; ihr allein theilte Robert seine unglückliche Liebe zu Eurydanten mit und beschwor sie, alles, was in ihren Kräften stehe, zu thun, um zu seiner schnellen Wiederherstellung beizutragen. Eine bessere Gelegenheit, ihren Liebestrank anzubringen, konnte die Gouvernante sich nicht wünschen; sie versprach dem Ritter einen Trank zu bereiten, der ihn schleunig vollkommen herstellen werde, und da er dieß so sehnlich wünschte, daß er noch größeren Gefahren un-

geschenk entgegengegangen wäre, so stand er nicht an, sich den Händen einer Quacksalberin anzuvertrauen.

Ohne Englantinen von dem Herzenszustande des Ritters zu unterrichten, bestellte sie die Prinzessin zu einer bestimmten Stunde in das Krankenzimmer, um den wunderwirkenden Trank mit ihm zu theilen. Englantine fand sich sehr präcise ein, — — und überreichte dem Kranken den Gefahr bringenden Pokal, den dieser ohne allen Argwohn leerte. Sie glaubte schon die Wirkung desselben zu erkennen, als er ihr beim Zurückgeben des Bechers zärtlich die Hand küßte, aber die kluge Alte entfernte sich jetzt mit der sorgsamen Prinzessin, indem sie behauptete, der Kranke müsse auf dieses Mittel ein wenig schlummern, wenn es wirksam seyn sollte.

Nicht lange währte es, so fesselte wirklich ein ziemlich fester Schlummer unseres Ritters Augenlieder, und es war nicht mehr Euryante, die ihn wie früher im Traume besuchte, sondern Englantinens Bild trat so reizend vor ihn, wie sie ihm im Leben noch niemals erschienen war. Als er erwachte, hielt er auch das neue Feuer, welches in seinem Busen auflohderte und ihn mit Wünschen erfüllte, die ihm bisher stets fremd geblieben waren, für wahre Liebe; er suchte sich zuweilen zu

Digitized by Google

bereden, er habe seine Euryante in Euglantinen wieder gefunden, aber in andern Augenblicken war es ihm ein Verbrechen, irgend ein zweites Wesen mit der himmlischen Erscheinung, die ihm bisher bei allem seinem Thun vor Augen geschwebt hatte, vergleichen zu wollen. Der Prinzessin konnte die Veränderung, die mit ihrem Geliebten vorgegangen war, nicht entgehen, aber sobald sie es ihm nahe legte, ihr seine Liebe zu erklären, so wurde er finster und ernst, war er auch kurz vorher noch so zärtlich gewesen. So von wahrer Liebe hierhin, von dem trügerischen Scheine einer minder edlen Leidenschaft dorthin gezogen und ungewiß, was zu wählen, in der Mitte schwebend, befand sich der unglückliche Ritter in einer eben so traurigen Lage, als die arme Euryante, der die Aepfel des Tantalus in demselben Augenblicke wieder entflogen, wo sie dieselben an den Mund zu setzen im Begriff war.

So ungern wir die Unglücklichen lange auf dieser Folter lassen, so ist es doch auf der andern Seite unsere Pflicht, uns nach der treuen Euryante umzusehen, die wir ja auch nicht im Glücke verlassen haben, und die vielleicht aus dem Grunde unsere Leser noch mehr interessiren wird, als selbst Robert, weil sie eigentlich allein ganz vorwurfsfrei dasteht, ein schuldloses Opfer der Unbedacht-

Digitized by Google

samkeit ihres Geliebten und der Tücke des wankelmüthigen Schicksals. Der Leser wird sich erinnern, daß wir sie auf einem Schlosse des Herzogs von Clermont verlassen haben, der sie seiner Schwester zur Aufsicht, zur Ausspähung ihres Geheimnisses, oder wozu es sonst seyn mag, übergeben hatte. Die liebenswürdige Alfrede (so hieß diese Schwester) war vielleicht eine der tugendhaftesten Prinzessinnen, die je gelebt haben. Sie war mit einem edlen Ritter versprochen gewesen, den sie in einem Turnir verloren hatte, und nun konnte sie ihr Bruder nur mit Mühe von dem Entschlusse zurückbringen, den Schleier zu nehmen. Sie lebte bei ihm auf seinen Schlössern, aber obgleich ihr mehr als ein braver und tapferer Ritter seine Hand anbot, so war sie doch nicht dazu zu bewegen, dem jungfräulichen Stande zu entsagen. Als der Herzog ihr Euryante übergab, war sie über das bescheidene und züchtig zurückhaltende Wesen dieses Mädchens betroffen und faßte sogleich eine günstige Meinung von ihr, obgleich die Umstände, unter welchen ihr Bruder sie in dem Walde angetroffen hatte, sie kaum dazu berechtigten. Die Thränen, welche Roberts unglückliche Geliebte nicht verbergen konnte, und die religiöse Stimmung, worin sie sich befand, gewannen ihr vollends Alfredens Herz, der es immer mehr zur Gewißheit wurde,

Digitized by Google

daß sie wegen irgend einer unbekannten Ursache ihren Stand verheimliche.

Euryante wurde auf des Herzogs Schlosse bei Sens zwar mit allem Anstande behandelt, aber sie war natürlich weit entfernt, auf dem Fuße gehalten zu werden, wie sie zu leben gewohnt gewesen war. Hieraus machte sie sich im Allgemeinen nicht viel, nur fühlte sie sich dadurch sehr genirt, daß eine Kammerfrau Alfredens bei ihr im Zimmer schlief. Obgleich ihr Versprechen, das Veilchen, welches ihres Unglücks Quelle geworden war, keinem menschlichen Wesen, selbst keinem Frauenzimmer, zu zeigen, nach des Grafen von Foreſt Verläumdung fast alle bindende Kraft verloren haben mußte, so glaubte sie doch noch ein Verbrechen zu begehen, wenn sie nicht alles aufbot, diesen liebenswürdigen Fehler vor Jedermann geheim zu halten. Sie legte sich nie eher zu Bett, als bis ihre Schlafkamerädin sich niedergelegt und sie das Licht vorsichtig vorher ausgelöscht hatte. Dieses und andere Kleinigkeiten, die Folgen ihrer übergroßen Züchtigkeit waren, machten das weibliche Gefolge der Herzogin neugierig, was wohl die Ursache derselben seyn möchte. Wehe dem! der einmal der Gegenstand der Neugierde mehrerer Evenstöchter geworden ist, vorzüglich wenn ihr Zusammenwohnen sie in den Stand setzt, stets gemein-

Digitized by Google

schaftlich und planmäßig zu handeln. Sie verabredeten sich, sie einmal heimlich zu untersuchen; die Zofe, welche in Euryantens Zimmer schlief, ging eines Abends früh zu Bette, diese verschloß wie gewöhnlich das Zimmer, löschte das Licht aus, und legte sich ebenfalls und ohne Argwohn nieder. Als Euryante eingeschlafen war, stand indessen ihre neugierige Zimmergefährtin wieder auf, ließ einige andere Zofen der Herzogin mit Licht herein, und jetzt war das Geheimniß verrathen.

Hatten die Zofen auch nicht mit Vorwissen ihrer Gebieterin gehandelt, so wurde diese doch bald von dem neuentdeckten, reizenden Blümchen in Kenntniß gesetzt. Sie konnte nicht unterlassen, im Gespräch mit Euryanten einige Scherze darüber hinzuwerfen und als sie anfangs nicht verstanden wurde, sagte sie ihr gerade zu, sie brauche nicht mehr die Unwissende zu spielen, denn alles sey verrathen. Euryante, die nicht wußte, woher Alfrede etwas von ihrem Muttermale wissen konnte und vermuthete, eine Person vom Hofe habe sie erkannt, und ihr Schicksal, wie dasselbe im Publico bekannt war, erzählt, brach in einen Strom von Thränen aus und bat die Herzogin, nicht alles zu glauben, was man von ihr sage. Alfrede war über diese Scene im höchsten Grade verwundert und ahndete nun wohl, daß ihre Unglücksgeschichte mit dem

Digitized by Google

seltsamen Zeichen auf ihrer Brust in Verbindung stehen müsse. Sie hütete sich indessen wohl, der armen Euryante ihre Unwissenheit merken zu lassen, sondern bat sie vielmehr, ihr den ganzen Hergang der Sache zu erzählen, wodurch sie am besten alle falschen Gerüchte widerlegen würde. Roberts unglückliche Geliebte ließ sich in dem Wahne, worin sie stand, hierzu leicht bewegen; sie begann mit der Entdeckung ihres wahren Namens und Standes und erzählte getreulich alles, was sich bis zu ihrem Zusammentreffen mit dem Herzoge von Clermont ereignet hatte.

Alfrede konnte sie nicht anhören, ohne auf's Innigste gerührt zu werden; sie umarmte sie zärtlich und sagte: „Ach! mein Fräulein, wie unglücklich Sie auch für den Augenblick seyn mögen, so bleibt Ihnen doch die Hoffnung. Ihre Unschuld wird mit Gottes Hülfe an den Tag kommen und Sie werden wieder mit Ihrem Geliebten vereinigt werden. Aber mir ist der, der mir das Leben theuer machte, auf ewig entrissen. Das ist alles," fuhr sie fort, indem sie eine goldne Kapsel von der Form eines Herzens aus einem Schränkchen nahm; „das ist alles, was mir von dem liebenswürdigsten Ritter, den ich je gekannt, übrig geblieben ist. Das Herz, welches dieses Gold bewahrt, wurde durch einen Lanzenstich durchbohrt und derselbe Stich durch-

Digitized by Google

bohrte mein Herz; es ist stech und zieht mich langsam in's Grab." — „Ach! ich fühle wohl," versetzte Euryante gerührt, „daß nichts im Stande ist, Sie zu trösten; wenn aber die aufrichtigste, zärtlichste Freundschaft Ihrem Kummer Linderung zu bringen vermag, so beschwöre ich gern ein solches Bündniß. — Ja, mein Geliebter lebt," fuhr sie nach einer Pause fort, „aber er lebt und haßt mich. Gott, wie konnt er je an meiner Treue zweifeln? wie konnte er mich verdammen, ohne mich zu hören? Nein, Madame, alle meine Hoffnung ist hin, mein Schicksal ist schrecklicher als das Ihrige; mein einziger Wunsch ist, bei Ihnen zu leben und täglich meine Thränen mit den Ihrigen zu mischen."

Von diesem Augenblicke an wohnte Euryante mit in Alfredens Zimmern, sie arbeiteten und zerstreuten sich in Gemeinschaft, kurz, lebten wie Schwestern zusammen. Alfrede war eine Freundin von Vögeln, sie zog sie groß und zähmte sie. Euryante nahm hieran Theil wie an allem, was ihre Freundin trieb. Eine Lerche mit einer hübschen Haube wurde ihr Liebling; sie trug sie häufig im Busen und ließ sie aus ihrem Schoße fressen. Eines Tages gieng sie mit Alfreden spazieren; sie setzten sich im Schatten nieder und zankten sich im Scherz darüber, wer von ihren Vö-

geln der schönste sey. Alfrede lobte den bunten schillernden Hals ihrer Turteltaube, und so sehr Eurydante die hübsche Haube ihrer Lerche hervorheben mochte, so sah sie doch, daß sich die graue Farbe ihres Vögelchens nicht mit dem Glanze des regenbogenfarbnen Halses des Täubchens ihrer Freundin vergleichen ließ; sie zog deßhalb ihren Saphirring vom Finger und schmückte ihren Liebling damit, der gerade sein kleines Köpfchen durchstecken konnte. Diesen Ring hatte sie am Tage ihres Verlöbnisses von Robert zum Geschenke erhalten und auf der innern Seite desselben standen beider Verlobten Namen.

Während die beiden Freundinnen sich nun noch so über den Vorzug ihrer Vögel stritten, hatte die kleine Lerche, die Eurydanten auf dem Schoße herumhüpfte, dem Gesang einer andern Lerche zugehorcht, die über ihrem Kopfe schwirrte und sie zu sich einzuladen schien. Die lockenden Töne, die Frühlingsluft und der wiedererwachte Wunsch nach Freiheit ließ sie mit einemmale alle Dankbarkeit gegen ihre Pflegerin vergessen, sie schwang sich in die Lüfte auf, und alles Rufen, Locken und Weinen der betrogenen Eurydante war vergebens; bald hatte sie sie ganz aus dem Gesichte verloren. „Ach," seufzte sie, „sein Ring ist mir entrissen wie sein Herz; welch üble Vorbedeutung!" Alfrede

suchte sie vergebens zu trösten und zu beruhigen, das arme Mädchen brachte die ganze Nacht in Thränen zu.

Am andern Morgen erschien ein Ritter im Schlosse, der vom Herzog von Clermont den Auftrag hatte, sich nach dem Befinden Euryantens zu erkundigen. Der Herzog war nämlich schon mehrere Wochen von seinem Lande abwesend, indem er seinen Neffen, den Grafen von Bitsch in Elsaß, einen lange versprochenen Besuch abstattete, und der Eindruck, den das reizende Mädchen auf ihn gemacht hatte, war zu groß gewesen, als daß ihr Bild so schnell aus seinem Gedächtniß verwischt werden konnte. Die sonderbare Lage, in der er sie angetroffen, machte ihn auch neugierig, ob man nichts über ihren Stand und ihre Lebensschicksale erfahren, und er konnte nicht umhin, bei seiner Schwester Erkundigungen über sie einzuziehen. Als der Ritter Meliatir, so hieß des Herzogs Abgeordneter, auf dem Schlosse zu Clermont, wohin sich Alfrede inzwischen mit Euryanten begeben hatte, anlangte, war er sehr erstaunt, das, wie er geglaubt hatte, arme unbedeutende Mädchen, für welches sich der Herzog nur aus einer sonderbaren Laune in so hohem Grade interessirte, in so hoher Gunst bei der Prinzessin zu erblicken.

Digitized by Google

Meliatir war ein schöner Mann, er pflegte bei den Damen viel Glück zu haben, aber auf Euryanten machte seine Physignomie keinen angenehmen Eindruck. Es kam ihr vor, als gäben seine Züge einen selbstsüchtigen Mann zu erkennen, der das Glück jedes andern Wesens für seinen Vortheil ohne Bedenken aufzuopfern im Stande sey, und leider trog sie sich nicht. Meliatir hatte von Jugend auf ein höchst unregelmäßiges Leben geführt, sein erster Gedanke, als er Euryante sah, war, daß er sie besitzen müsse, und selbst das Interesse, welches, wie er wohl wußte, sein Lehnsherr für das Mädchen nahm, vermochte nicht die verbrecherische Neigung in ihm zu ersticken. Das Schlimmste, was mir begegnen kann, dachte er, ist, daß sie mich nicht erhört. Sollte der Herzog dieß nun einmal auch erfahren, so thue ich, als hätte ich ihre Tugend nur auf die Probe stellen wollen, um zu sehen, ob sie seiner würdig wäre; und er muß mich noch deßhalb loben. Als Euryante sich nun ein wenig von Alfrede entfernte und sich an's Fenster stellte, gieng Meliatir zu ihr und sagte, er hätte noch einen wichtigen Auftrag vom Herzoge an sie, der die Prinzessin beträfe und den er ihr deßhalb nur allein anvertrauen dürfe. Euryante war zu unschuldig, als daß sie hierbei Arges hätte denken sollen; sie

stand nicht einen Augenblick an, sich mit dem Ritter allein zu entfernen und führte ihn in ein Gemach, welches von dem bewohnten Theil des Schlosses ziemlich weit entlegen war. Kaum befanden sie sich dort, so verschloß Meliatir die Thür, warf sich vor dem Fräulein auf die Kniee und machte ihr eine Erklärung, die Euryante auch nicht im entferntesten erwartet hatte. Sie verbarg ihren Unwillen nicht einen Augenblick und wollte sogleich das Zimmer verlassen, aber der Ritter ergriff ihre Hand und hielt sie mit Gewalt zurück. Unser alter Chronist ist zu fein, als daß er sich über den Kampf, zu dem es jetzt kam, weiter hätte auslassen sollen, er theilt uns nur das befriedigende Resultat mit, daß Euryante siegreich aus demselben hervorgegangen sey, und Meliatir sich schimpflich verschmäht gesehen habe. Euryante kehrte leichenblaß und kaum ihrer mächtig zur Prinzessin zurück, aber auf keine der Fragen Alfredens, was ihr begegnet wäre, antwortete sie die Wahrheit, sey es, daß sie aus übertriebener Gutmüthigkeit dem Verbrecher den Schimpf und die gerechte Strafe, die er vom Herzoge zu erwarten gehabt hätte, ersparen wollte, oder daß sie glaubte, man werde um so eher an ihrer Erzählung zweifeln, als schon der Schein bei ihrem ersten Unglücke so stark gegen sie sprach. Sie entschuldigte

ihren Zustand mit einem plötzlichen Anfall von Kopfschmerzen, und Alfrede erfuhr nicht, was ihrer Freundin begegnet war.

Meliatir war dagegen außer sich vor Wuth und dachte nur Rache. Es genügte dem Ungeheuer nicht einmal, der Unglücklichen durch den Tod die Möglichkeit zu nehmen, ihn wegen seines abscheulichen Vorsatzes zur Strafe zu ziehen; er brütete über einen noch weit schauderhafteren Racheplan, den nur die ausgesuchteste Bosheit entwerfen und die schlaueste Arglist zur Ausführung bringen konnte. Dem Verräther waren alle Gänge und Treppen im herzoglichen Schlosse auf's Genaueste bekannt; nun schlich er sich während der Abendmahlzeit in das Schlafgemach der beiden Frauen und hielt sich hier so lange versteckt, bis sie sich ohne Arges zu denken niedergelegt hatten und fest eingeschlafen waren. Da näherte sich der Bösewicht Alfredens Lager, die er bei einem schwachen Strahle des Mondes erkannte, zog einen Dolch und stieß ihn der Unschuldigen unbarmherzig in's Herz. Er traf sein Opfer so gut, daß diese auch nicht einen Schrei mehr ausstoßen konnte. Nach vollbrachter That badete er seine Hände in ihrem Blute und benetzte damit so behutsam als möglich Euryahtens Hände und Bett, legte auch den

blutgefärbten Dolch neben sie und entfernte sich schnell.

Gerade in derselben Nacht traf der Herzog von Clermont, dem seine Ungeduld, Euryanten wieder zu sehen, keine Ruhe mehr ließ, wieder in seiner Hauptstadt ein. Die Sonne stand kaum über dem Horizont, als er vor seinem Schlosse anlangte, wo noch niemand als das Gesinde wach war, und ohne sich vorher anmelden zu lassen, eilte er dem Zimmer der Prinzessin zu, wo er von einer zärtlich liebenden Schwester und seiner künftigen Braut — denn das hoffte er, werde Euryante bald seyn — einer liebreichen Aufnahme entgegen sah. Aber wie schrecklich sah er sich getäuscht! Das erste, was er bei seinem Eintritte in's Zimmer, welches Meliatir auf seiner Flucht unverschlossen hatte lassen müssen, gewahrte, war ein Blutstrom, der vom Bette seiner Schwester ausgieng. Euryante weckt das Geräusch des Eintretenden, sieht ihre blutigen Hände, hört das Wehklagen des Herzogs neben ihrer Freundin Bett; sie springt auf, erblickt Alfrede in ihrem Blut, wirft sich über sie und bedeckt das kalte bleiche Antlitz mit tausend Küssen, im ersten Augenblicke selber wähnend, sie habe im Traume den Mord begangen.

Ihr Schmerz vermag sie nicht von dem Verdacht zu reinigen, als sey sie die Mörderin; die

Digitized by Google

blutigen Hände reden lauter als all ihr Jammer. Des Herzogs Liebe verwandelt sich bei dem herzzerreissenden Anblick auf einmal in den fürchterlichsten Haß; er reißt die verkannte treue Freundin von der theuern Leiche, und würde sie sogleich erwürgt haben, hätten nicht die Umstehenden sie seiner Wuth entzogen und sie bis zur weitern Aufklärung der Sache in's Gefängniß werfen lassen.

Wir können nicht umhin, hier eine kleine Pause in unserer Erzählung zu machen, um das Unglück der armen Eurvante in seinem ganzen Umfange zu überschauen. Es wären noch nicht zwei Jahre, da befand sie sich noch im Besitze der größten Glücksgüter, war die Verlobte eines der mächtigsten Pairs von Frankreich und angebetet von allen, die ihr naheten. Da brach das Mißgeschick unaufhaltsam auf sie ein; mit ihrem Geliebten büßte sie Ehre und Ruhm ein, und hülflos irrte sie umher, bis der Zufall sie Alfreden zuführte, bei der sie ihre Tage, wenn auch in Trauer, so doch von einer Freundin, die sich in einer ähnlichen Lage befand, bemitleidet und getröstet, verlebte. Aber auch dieses elende Glück mißgönnte ihr noch das herbe Geschick: ein Böswicht bringt sie in den Verdacht des schrecklichsten Verbrechens, und im Kerker schmachtend hat sie nichts vor Augen, als Blutgerüst und schmählichen Tod.

Digitized by Google

Sobald die Barone des Herzogs, die größtentheils in der Stadt Clermont wohnten, die Rückkehr ihres Lehnsherrn erfuhren, begaben sie sich nach dem Schlosse, wo sie alles in der größten Verwirrung antrafen. Der Herzog zeigte ihnen die durchbohrte Brust seiner Schwester und erzählte ihnen alle Umstände, welche es glaublich machten, daß Euryante das Verbrechen begangen habe. Den versammelten Pairs kam es zu, in Sachen des Hochverraths das Urtheil zu sprechen, sie befanden sich zahlreich versammelt, und Meliatir benutzte diesen Umstand, um das Begehren zu stellen, daß Euryante den Landesgesetzen gemäß sogleich verurtheilt werden solle, ihr Leben auf dem Dornenscheiterhaufen auszuhauchen; ein förmlicher Prozeß, meinte er, sey unnöthig, weil sie so gut als auf der That ertappt sey. Der Verbrecher hätte aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich seinen Plan durchgesetzt, wenn nicht noch zu rechter Zeit ein Ritter die Aufschiebung des Spruches verlangt hätte, indem er zu zeigen suchte, daß es dem jungen Mädchen, so viel man wisse, an allem vernünftigen Grunde zu einer so abscheulichen Mordthat gefehlt habe, und daß vielleicht ein arges Bubenstück zum Grunde liege, wovon man jetzt noch keine Ahndung habe. Seine Rede blieb nicht ohne Eindruck, und der Herzog, welcher in den ersten Tagen sei-

ner Rückkunft um so mehr, selbst den Schein einer Ungerechtigkeit vermeiden wollte, ließ sie in ein anständiges Gefängniß bringen und gestattete sogar, daß jene Kammerfrau, mit der sie während der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit Alfreden in Einem Zimmer gewohnt hatte, zu ihr kommen dürfe. Diese brave Frau brachte freiwillig ihre Freiheit zum Opfer, um der Unschuld zu dienen, denn sie hatte die tugendhafte Gesinnung Eurydantens zu genau kennen gelernt, als daß sie ihr ein so schändliches Verbrechen zutrauen konnte. Sie fand Eurydanten im Zustande der Verzweiflung, das schöne Haar floß ungeordnet auf die zerschlagene Brust herab und sie bat laut um den Tod, den sie vergebens sich selbst zu geben gesucht hatte. Eine treue Freundin lindert stets die Qualen, die die Einsamkeit vermehrt. Die Gegenwart der Kammerfrau beruhigte sie in so weit, daß sie erzählte, sie wisse weder wie das Blut an ihre Hand, noch wie der Dolch in ihre Nähe gekommen sey. Dagegen tröstete diese sie damit, man wolle eine förmliche Untersuchung über das Verbrechen anstellen, und diese werde ihre Unschuld sicher in's klarste Licht setzen.

Eurydante hatte noch stets ihr Thun so eingerichtet, daß ihr Geliebter sich über nichts hätte beklagen können, auch wenn er selbst vorwurfsfrei

gewesen wäre; alle ihre Gedanken waren auf ihn gerichtet und um seinetwillen hatten ihre Thränen nicht aufgehört zu fließen. Wir wollen jetzt sehen, ob das Leben unseres Ritters, den wir in einer kritischen Lage verließen, seiner Geliebten würdig blieb.

Wir wissen, daß Englantinens gefällige Gouvernante ihrer ehemaligen Schülerin mit einem Liebestrank zu Hülfe gekommen war, welcher wenigstens nicht ohne alle Wirkung geblieben zu seyn schien. Des Ritters Zärtlichkeit gegen die Prinzessin nahm zu und die alte Kupplerin glaubte, diese Zuneigung — denn Liebe dürfen wir sein Gefühl für sie noch nicht nennen — bei Roberts unerloschener Leidenschaft für seine frühere Geliebte, ungesäumt benutzen zu müssen. Sie bat sich zu diesem Ende eine geheime Unterredung mit dem Herzoge Milon aus und theilte ihm das ganze Geheimniß mit, welches Robert die Unbesonnenheit gehabt hatte, ihr anzuvertrauen. Sie verhehlte ihm ferner die Liebe nicht, die seine Tochter zu dem Ritter hegte und rieth ihm die Aenderung in seinen Gefühlen, die seit einiger Zeit bemerkbar wurde, zu benutzen, um sich einen Schwiegersohn zu erwerben, wie er schwerlich jemals einen zweiten finden würde. Milon hatte selbst schon solche Hoffnungen bei sich genährt und war schwach ge-

nug, trotz dem, daß er jetzt von Roberts Liebe zu Euryanten unterrichtet war, sowohl den Ritter als seine Tochter vor sich rufen zu lassen und ihm eine Verbindung vorzuschlagen. Englantine fand ihre Antwort im Herzen, Robert suchte die seinige in der Prinzessin schwarzen Augen. Das Bild Euryantens war in diesem Augenblick ganz aus Roberts Herzen verschwunden, der Liebestrank schien noch einmal seine Kraft auf ihn auszuüben; er warf sich dem Herzog zu Füßen und dankte ihm für das ihm erwiesene Zutrauen. Es wurde jetzt öffentlich bekannt gemacht, daß Robert ein geborner Graf von Poitou sey und der Herzog ihn zu seinem Eidam und Thronfolger erkoren habe.

Unter diesen Umständen muß uns freilich fast alle Hoffnung schwinden, das liebende Paar, welches der Hauptgegenstand dieser Erzählung ist, noch glücklich vereint zu sehen. Auch werden viele unserer Leserinnen Roberten eben nicht sehr schonend beurtheilen; aber so sehr der Schein auch gegen ihn spricht, so muß man doch wohl bedenken, daß sein Blut durch den Trank in Wallungen versetzt war, daß er sich selber täuschte, wenn er sein Gefühl für wahre Liebe nahm und daß er es sicher noch bereuen werde, so übereilt gehandelt zu haben. Aber wird seine Reue nicht zu spät seyn?

Digitized by Google

Die Vermählung sollte ohne Aufschub statt haben, nur um einige Tage mußte die Feierlichkeit deßhalb ausgesetzt bleiben, weil ein alter Gebrauch von den Prinzessinnen des herzoglichen Hauses forderte, daß sie die letzten acht Tage vor der Hochzeit in einer Abtei zubrächten, um sich durch Beten und Fasten auf ihren neuen Stand vorzubereiten. Euglantine unterwarf sich um so weniger gern dieser Ceremonie, als sie wegen Floretten noch immer nicht außer Sorgen war. Sie wollte nämlich bemerkt haben, daß der Zaubertrank nicht nur hinsichtlich auf sie seine Wirkung äußerte, obgleich sie ihn allein mit Roberten getheilt hatte, sondern daß auch ihrer Nebenbuhlerin etwas davon zu Gute käme. Ob sie hierin Recht hatte, oder ob ihre Eifersucht ihr dieß bloß vorspiegelte, können wir hier füglich ununtersucht lassen, aber gewiß ist, daß sie nicht eher ruhte, als bis die hübsche Florette sie mit in ihre Abgeschiedenheit begleitete.

Der erste Tag, den Robert ohne Euglantinen zubringen mußte, wurde ihm erschrecklich lang. Er bestieg am zweiten sein Roß, und ritt, um sich zu zerstreuen, mit seinem Sperber und in Begleitung seines Knappen in den Wald, in der Absicht Lerchen und Drosseln zu fangen, von denen er wußte, daß Euglantine sie gern aß und die der Knappe bei der Pförtnerin des Klosters abge-

Digitized by Google

ben sollte. Aber so oft er seinen Sperber aufwerfen wollte, er kam immer leer zurück; so unglücklich hatte er noch nie gejagt. Schon war der Ritter im Begriff nach dem Schlosse zurückzukehren, da hörte er noch über seinem Kopfe eine Lerche schwirren, die er sich freilich wenig Hoffnung machen konnte, zu fangen, weil sie so hoch stand, daß er sie kaum sehen konnte. Er nahm indessen dennoch seinem Sperber noch einmal die Haube ab und warf ihn auf, ohne sich dadurch im Heimreiten stören zu lassen. Nach einigen Minuten senkte sich der Vogel wieder herab und setzte sich mit der armen Lerche in den Krallen auf Roberts Hand. Aber wie erstaunt war der Ritter, als er sah, daß am Hals der erwürgten Lerche ein Edelstein glänzte und gar, als er den Ring, woran derselbe sich befand für denjenigen erkannte, welchen er Euryanten am Verlobungstage an den Finger gesteckt hatte.

Es giebt keine Magie, keine Zauberei und keine Liebestränke, der wahre Liebe nicht zu widerstehen vermögen; eine Zeit lang, können solche Mittel wohl befangen halten und verblenden, aber so bald nur irgend eine Wendung des Geschicks den Gegenstand der wirklichen Liebe wieder dem getäuschten Gemüthe nähert, ist auf einmal der Zauber gelöst und frei schlägt das Herz wieder für

seine alte Liebe. Robert küßte tausendmal mit Inbrunst das theure Zeichen, welches ihm verkündete, seine Euryante lebe noch, habe wohl gar das Vögelchen abgesandt, um ihm Kunde zu geben von ihrer unwandelbaren Treue. Er trug seinem Knappen auf, der schönen Euglantine den Sperber und die Lerche zu übergeben und ihr dabei zu sagen, diesen beiden Vögeln verdanke er es, daß er wieder zur Besinnung gekommen sey; seine Lanze und sein Schwerdt stünden ihr zwar jederzeit zu Diensten, aber sein Herz und seine Hand gehörten der, welcher er zuerst treue Liebe geschworen. „Reite ungesäumt mit dieser Botschaft fort," war sein Befehl, „und spähe nicht, wohin ich reite." Der junge Knappe nahm mit Thränen in den Augen von seinem tapfern Ritter Abschied und berichtete dem Herzoge des Eidams die unerwartete Abreise und die niederschlagende Botschaft an seine Tochter.

So entrüstet Milon auch im ersten Augenblicke über die Untreue Roberts war, so entschuldigte er ihn doch bald einigermaßen, wenn er daran dachte, was ihm die Gouvernante von seiner früheren Liebe und seinen unglückseligen Schicksalen erzählt hatte; aber seine Tochter war bei dieser Trauerpost der Verzweiflung nahe. So aufrichtig und zärtlich übrigens diese Prinzessin den schönen

Digitized by Google

Ritter auch geliebt hatte, so kann es unsern Lesern doch nicht entgangen seyn, daß ihr Charakter von dem, der liebenswürdigen Euryante himmelweit verschieden war. Sie war leidenschaftlich, leicht empfänglich für freudige sowohl als traurige Eindrücke, aber eben so leicht waren diese Eindrücke auch wieder aus ihrem Gemüthe verwischt. Unsere Chronik läßt sich nicht darauf ein, zu erzählen, wie sich ihr ferneres Schicksal gewandt habe, aber wir haben allen Grund zu vermuthen, sie werde bald mitleidige Seelen gefunden haben, deren Trost ihr Herz wenigstens in so weit stärkte, daß sie den Verlust Roberts mit der Zeit zu verwinden hoffen durfte.

Wir müssen unsern Robert jetzt auf seiner Reise längs der Saar nach Lothringen begleiten, eine Landschaft, die, so wie die Umgebungen der Vogesen und die Ufer der Meurthe, wegen der vielen weiblichen Schönheiten, die dort anzutreffen, schon damals wie noch jetzt mit Recht in großem Rufe standen. Kein Mädchen läßt gern ihren Geliebten diese Provinz bereisen, und wäre sie auch noch so sehr von seiner Treue überzeugt. Gelegenheit macht Diebe, sagt das Sprichwort; auch der Enthaltsamste läßt sich verleiten zu naschen, hängen die Kirschen zu beiden Seiten des Wegs, den er passiren muß, von den schwer beladenen Bäumen

Digitized by Google

herunter. Aber Robert schien ein Herz von Stein zu haben, kein schmachtender Blick, keine Zauberstimme, konnte ihn erreichen; wollten seine Augen unwillkührlich seitwärts schauen, so hielt er ihnen nur den Saphir vor und er war sicher sie wandten sich weder rechts noch links. Mit diesem Talisman gelang es ihm denn, sich glücklich durchzuwinden durch die vielen Klippen an denen schon so manches liebende Herz vor ihm gescheitert.

Nachdem er diese gefahrvolle Gegend hinter sich hatte, erreichte er leicht die Ufer der Loire. Er ging über Dijon nach Montbrison, wo die Provinz Lyannais an die Länder des Herzogs von Clermont gränzt. So nahe ist Robert jetzt seiner Geliebten, aber ob der Himmel ihm auch wohl einen Wink geben wird, daß er sich nicht wieder von ihr entfernt?

Reist man von Montbrison über das Gebirge nach Ambert, so stößt man auf ein einsames Kloster, welches früher die Lehenshoheit des Herzogs von Clermont anerkannte und worin gewöhnlich einer von den jüngern Söhnen eines der reichsten Barone des Herzogthums Abt war. Weil Robert in seiner schwermüthigen Stimmung gern den längern Aufenthalt in größern Städten vermied, so richtete er seine Reise dergestalt ein, daß er in diesem Kloster sein Nachtquartier nehmen konnte.

Digitized by Google

Der Abt empfing ihn mit vieler Gastfreiheit und freute sich, als er hörte, der Ritter zöge nach Clermont, „denn," sagte er, „auch ich reise morgen dorthin, um meine Brüder einmal zu sehen, die in die Hauptstadt berufen worden sind, um mit den übrigen Pairs von Clermont die Mörderin der Schwester des Herzogs zu richten."

Obgleich Robert mit seiner eigenen unglücklichen Lage zu sehr beschäftigt war, um an Fremder Wohl oder Wehe lebhaftes Interesse nehmen zu können, so forderte er doch seinen Wirth auf, ihm die Geschichte dieser Mordthat, von welcher er noch gar nichts gehört hatte, zu erzählen. Der Abt that dieß mit einer Umständlichkeit, deren wir uns in dem Berichte, den wir davon gegeben haben, nicht rühmen können; jedoch wußte er nichts über Namen und Stand — denn Eurydante hatte dieß niemanden, als ihrer Freundin Alfrede anvertraut. Verschiedene Umstände machten Roberten auf die Erzählung aufmerksamer, als er geglaubt hätte, daß er sein würde; der Anfang derselben hatte mit seiner eigenen Unglücksgeschichte so manche Aehnlichkeit, daß ihn eine sonderbare Ahndung durchschauerte. Je länger der Geistliche erzählte, desto unruhiger wurde der Ritter, das Bild, welches er von ihrer Person entwarf, paßte so genau auf Eurydanten, ihr geheimnißvolles

Wesen und ihr Trübsinn — alles dieses ließ ihm fast keinen Zweifel mehr übrig, es sey seine Eurydante, die man vielleicht morgen als Mörderin zum Tode verurtheilen werde. Dem Erzähler konnte der tiefe Eindruck, den seine Geschichte auf den Fremden machte, nicht länger verborgen bleiben, und der Abt stellte seinem Gaste endlich geradezu die Frage, woher der besondere Antheil rühre, den er an dem unglücklichen Geschöpf zu nehmen schiene. Anfangs antwortete unser Ritter nur mit Seufzern, aber als sein Wirth in ihn drang, zog er ihn von der Tafel, an welcher er mit mehreren Brüdern zu Nacht gespeist hatte, bei Seite und bat ihn, den Unglücklichsten aller Sterblichen ruhig anzuhören und mit Rath und That an die Hand zu gehen. Er erzählte ihm darauf unter dem Siegel der Beichte seine ganze Leidensgeschichte und eröffnete ihm die Vermuthung, daß jenes Frauenzimmer seine unglückliche Geliebte sey. Der rechtschaffene Abt konnte nach allem, was er hörte, nicht anders, als seine Muthmaßung theilen und rieth dem Ritter, ihn verkleidet nach Clermont zu begleiten, um sich selbst von dem Grunde oder Ungrunde seines Verdachts zu überzeugen. Er reiste dem gemäß am folgenden Tage ohne alle Waffen und auffallendere Zeichen der Ritterwürde mit dem Prälaten nach Clermont ab,

Digitized by Google

und traf dort unter dem Geläute der Glocken, welche schon die Eröffnung des Parlaments verkündigten, in der gespanntesten Erwartung ein.

Als sich am folgenden Tage die Pairs in der erforderlichen Anzahl im Parlamentssaale, dessen Gallerien mit Zuschauern aus allen Ständen überladen waren, eingefunden hatten, eröffnete der Kanzler die Sitzung und Meliatir trat als Ankläger des Fräuleins Euryante auf, und bemühte sich die vielen Anzeichen, welche wider sie sprachen, im grellsten Lichte darzustellen. Der Graf von Vic, als Präsident des Parlaments, forderte darauf die Beklagte vor das höchste Gericht, und vier mit weißen Stäben versehene Gerichtsdiener wurden abgesandt um Euryante hereinzuführen. So wie sie eintrat entstand eine schauerliche Stille in der ganzen Versammlung. Sie war in einen langen schwarzen Schleier gehüllt und obgleich ihr Thränen in den Augen standen, so zeigte sie doch eine Zuversicht und eine Festigkeit, welche nur die Unschuld zu geben vermag. Ihr wurde auf der Bank der Angeklagten ein Sitz angewiesen und nachdem ihr das Ergebniß der Untersuchung vorgelesen worden war, fragte der Präsident sie, ob sie noch etwas zu ihrer Vertheidigung zu sagen habe. „Ich bin unschuldig," antwortete sie mit fester Stimme; „aber ich werde das Opfer der ab-

Digitized by Google

scheulichsten Bosheit! Meine einzige Hoffnung ist die Gerechtigkeit meiner Richter."

Der älteste Pair, ein Herr von Rochefort, wurde zuerst um seine Stimme gefragt. Er äußerte, es schiene ihm zwar, daß alle Anzeigen gegen die Beklagte sprächen, daß er aber als Anverwandter Meliatirs nicht füglich in dieser Sache eine Stimme haben könne. Die Reihe kam jetzt an den Herrn von Apremont, einen ehrwürdigen alten Helden, der sich im Clermonter Parlamente ein großes Ansehen erworben hatte. Er zeigte, wie wenig concludent die Judicien wären und legte dagegen ein großes Gewicht darauf, daß unter der Voraussetzung, daß das Fräulein das Verbrechen begangen, nicht nur kein Zweck abzusehen sey, den sie dabei vor Augen gehabt, sondern, daß es der Angeklagten allem Anscheine nach Vortheil habe bringen müssen, wenn die Prinzessin am Leben geblieben wäre. „Und warum sollte sie auch gar keinen Versuch gemacht haben," fuhr er fort, „sich der Strafe zu entziehen? Wäret Ihr z. B. fähig gewesen, Ritter Meliatir, mit so viel Kaltblütigkeit oder vielmehr mit solcher unmenschlichen Gefühllosigkeit ein so fürchterliches Verbrechen zu begehen und gleich darauf fest einzuschlafen."

Diese unerwartete Anrede setzte den wahren Verbrecher sichtlich in Verlegenheit; er konnte nichts

Digitized by Google

darauf antworten, fing an zu stottern und brachte endlich mit großer Mühe so viel hervor, daß er die Entscheidung ganz der Mehrheit der Stimmen überlasse.

„Ueberzeugende Anzeigen," hob der Herr von Apremont noch einmal an, „sind gar nicht vorhanden; auf der Seite des Klägers ist vielleicht eben so dringender Verdacht. Gott allein kennt die Wahrheit und auf seinen Ausspruch müssen wir vertrauen. Ich mache daher den Vorschlag, daß Meliatir gehalten seyn soll, seine Anklage mit Gefahr seiner Ehre und seines Lebens zu vertheidigen, und daß der Angeklagten sechs Wochen Frist gegeben werde, ob sich binnen dieser Zeit ein Kämpe für sie finde."

Die ganze Versammlung nahm diesen Vorschlag mit Beifall auf, und Meliatir selbst, der hoffen mochte, es werde sich kein Ritter von Bedeutung des unbekannten Mädchens annehmen, schien hiemit wohl zufrieden. „Ja, ich bestehe auf meine Anklage," sagte er, „und bin sicher, siegreich aus dem Kampfe mit einem Jeden hervorzugehen, der so unbesonnen ist, sich einer Mörderin zum Vertheidiger anzubieten." Und somit warf er seinen Handschuh auf den Platz vor der Rednerbühne. Mehrere Minuten lang blieb Alles still; so Viele sich auch für die Arme ausgesprochen hatten, so trat doch Nie-

Digitized by Google

mand hervor, als es darauf ankam, seine Worte durch Thaten zu bewähren.

Man wollte schon die Versammlung aufheben, als auf einmal ein Unbekannter in den Saal trat, seine goldenen Sporen zeigte, unter seinem Mantel eine reich mit Edelsteinen verzierte Kette hervorzog, und sich wegen seiner Ritterwürde noch im Nothfall auf den Abt vom Kloster im Gebirge berief, der auf der Gallerie als Zuschauer stand, und allgemein bekannt war. Allen mochte es sehr unerwartet seyn, einen Fremdling den Handschuh aufheben zu sehen, aber wohl Keiner war mehr verwundert, als Meliatir, dem Robert — denn daß dieser es war, wissen unsere Leser längst — mit donnernder Stimme zurief: „Mich sendet der Himmel, Du Bösewicht, um Dich für Deine Verläumdung zu bestrafen.“

Die Angeklagte war schon, ehe ihr Geliebter erschien, wieder abgeführt worden; sie ahndete nicht, daß der ihr Retter werden sollte, den sie eben so weit entfernt glaubte, als aller Liebe baar. Der Kampf wurde indessen auf den folgenden Tag festgesetzt, und Robert bat den Herrn v. Apremont, dem er es einzig zu danken hatte, daß der Prozeß diese Wendung genommen, ihm seine Waffen zu leihen, weil er selbst keine bei sich führe. Dieß that dieser edle Mann, der selbst den Kampf

übernommen haben würde, wenn er jünger gewesen wäre, nicht nur mit vieler Bereitwilligkeit, sondern er stellte den Fremden auch dem Herzoge von Clermont vor, der ihm mit ausgezeichneter Artigkeit begegnete. „Ich wünsche nichts mehr," sagte der unglückliche Bruder der Ermordeten, der sich durch Robert's edles Betragen und blühende Schönheit ganz hatte einnehmen lassen; „ich wünsche nichts mehr, als daß es Ihnen gelingen möge, die Unschuld des Fräuleins zu beweisen. Der Himmel ist zu gerecht, als daß er nicht meine Schwester rächen sollte, mag nun dieser oder jener obsiegen. Ihr edles Benehmen ist mir Bürge, daß ich einen ausgezeichneten Ritter vor mir sehe; aber ich weiß wohl, daß meine Neugierde nicht eher befriedigt werden wird, als bis Sie als Sieger den Kampfplatz verlassen."

Am andern Morgen strömte das Volk früh in den Schloßgarten, in welchem der Zweikampf statt finden sollte. Kein Trompetenstoß rief die Einwohner zu frohem Schauspiel, nur Trauergeläute bezeichnete die Stunde, wo die Geistlichen Euryanten aus dem Gefängniß abholten. Auf der einen Seite des Kampfplatzes war ein Scheiterhaufen von Dornen errichtet, der Euryanten zum Schaffot dienen sollte, wenn ihr Ritter unterläge. Am andern Ende war eine Tribüne erbaut, auf

Digitized by Google

der die Kampfrichter in langen Trauermänteln ihre Sitze einnahmen, und unter welcher der Angeklagten bis zur Entscheidung des Himmels Platz angewiesen wurde. Endlich erschienen die beiden Ritter mit geschlossenem Helm, ein jeder von seinem Kampfwart begleitet.

Bevor der Kampf begann, fragte ein Priester noch einmal die Angeklagte, ob sie unschuldig, und den Kläger, ob er auf seiner Klage bestehen wolle. Darauf ließ er Roberten näher treten und fragte Euryante, ob sie diesen Ritter als ihren Vertheidiger anerkenne? Sie schlug ihre Augen zu dem Ritter auf, der vor ihr stand, und obgleich das Visir sein Gesicht verdeckte, so waren ihr doch seine Gestalt und seine Bewegungen zu bekannt, als daß sie ihren Geliebten nicht schon daran hätte erkennen sollen. „Großer Gott!“ rief sie aus; „ja! ja! ich nehme ihn an!“ aber die verschiedenartigen Gefühle, die in diesem Augenblicke ihr Herz bestürmten, waren zu heftig, als daß sie Kraft genug gehabt hätte, dieselben länger zu ertragen. Ihre erschöpfte Natur erlag, und man mußte sie ohnmächtig wieder auf ihren Platz zurückführen. Diese Scene konnte indessen den durch die Kampfordnung bestimmten Gang der Feierlichkeit nicht aufhalten. Robert wollte zwar wieder von seinem Streitroß absteigen, um seiner

Digitized by Google

Geliebten zu Hülfe zu eilen, aber in demselben Momente hoben die Kampfrichter ihre weißen Stäbe in die Höhe, damit die Kämpfer sich bereit halten sollten, und gleich darauf thaten sich die Schranken auf ein neues Zeichen auf. Die beiden Ritter stürzten heftig mit eingelegten Lanzen auf einander los, und trafen in der Mitte der Rennbahn auf einander. Beider Lanzen trafen des Gegners Schild, aber die eschenen Schafte zersplitterten an dem festen Erze, ohne daß einer von ihnen verwundet oder aus dem Sattel gehoben wäre. Die Ritter schwangen sich nun von ihren Rossen, und drangen mit den Schwertern auf einander ein; aber sie waren sich an Stärke und Geschicklichkeit so gleich, daß der Kampf fast eine ganze Stunde dauerte, ehe es zu einer Entscheidung kam. Auf beiden Seiten war schon Blut geflossen, und sowohl Meliatir'n als Roberten war die Ermüdung anzusehen, als letzterer zufällig einen Blick auf seine Geliebte that, die händeringend und in Thränen vom Himmel Gerechtigkeit erflehte. Dieser Anblick erfüllte ihn mit neuem Muth und neuer Kraft; er stürmte wie ein Rasender auf seinen Gegner ein, der durch die unerwartete Lebhaftigkeit des Angriffs außer Fassung gebracht, zurückwich. Jedoch parirte er die ersten Hiebe, bis ein gewaltiger Schwerdtstreich, in den Robert alle Kraft zu legen schien, die ihm

Digitized by Google

der lange Kampf noch übrig gelassen hatte, dem Elenden Helm und Schädel auf einmal spaltete. Meliatir sinkt zu Boden, indem das Schwerdt seiner Hand entfällt; das Blut fließt strommeise über das verzerrte Gesicht, und dem röchelnden Bösewicht ist keine längere Lebensfrist vergönnt, als nöthig, um einem der anwesenden Priester seine Schandthaten zu beichten und die Sterbesacramente zu empfangen.

Bei allen Zweikämpfen, die wegen Verrath und ähnlicher Verbrechen statt fanden und dem Glauben damaliger Zeit gemäß durch ein Gottesurtheil entschieden wurden, pflegte der Landesherr niemals gegenwärtig zu seyn. Er verweilte bei wichtigen Fällen, die ihn mehr als gewöhnlich interessirten, bis zur Entscheidung mit seinen vornehmsten Baronen in einem benachbarten Sommerhause und wurde dort durch einen der Kampfrichter über den Ausgang der Sache unterrichtet. So geschah es auch dießmal; sobald Meliatir die tödtliche Wunde empfangen und das Geständniß seiner Verbrechen abgelegt hatte, eilte man, dem Herzoge diese Nachricht zu bringen, der sich darauf sogleich in Begleitung des Herrn von Apremont und des Grafen von Vii nach dem Kampfplatze begab, um den Sieger zu begrüßen und Euryanten sein Bedauern über den Irrthum auszudrücken, der ihr

so schwere Leiden zugezogen hatte. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er den siegreichen Ritter der durch ihn Befreiten Verzeihung erflehend zu Füßen liegen sah und diese ihrerseits gleichfalls mehr bittend als dankend des Ritters Hand erfaßte. Euryante, die noch nicht wußte, daß Robert sich schon von ihrer Unschuld überzeugt hatte, und das Unglück des Geliebten ihrer Unvorsichtigkeit beimaß, war eben so betroffen über die Aufklärung, die Robert ihr geben konnte, als dieser sich durch die unerwartete Milde seiner treuen Verlobten, an der er sich so schwer vergangen zu haben bewußt war, freudig überrascht fühlte. Der Herzog und seine Barone standen im Kreise umher und sahen dieser sonderbaren Scene zu, ohne sie sich erklären zu können. Alle Fragen des Fürsten waren vergebens, bis endlich der brave Abt, dem Robert seine Lage mitgetheilt hatte und mit dem er nach Clermont gekommen war, die nöthige Aufklärung über diese Wiedererkennungs- und Aussöhnungs-Scene geben konnte.

Obgleich der Herzog selbst eine zärtliche Zuneigung zu Euryanten gehabt hatte, die nur durch den gräßlichen Verdacht, der auf ihr lastete, für eine Zeitlang zurückgedrängt gewesen war, so waren seine Gefühle für sie doch niemals zur Leidenschaft geworden, und er fühlte sich deßhalb durch

Roberts Wiedereintreten in seine alten Rechte durchaus nicht gekränkt. Er war im Gegentheil im höchsten Grade gerührt über die glückliche Wendung, welche das Schicksal so schwer geprüfter Liebenden endlich genommen habe und freute sich, Zeuge eines so ergreifenden Auftrittes zu seyn, den er so gern auch seiner unglücklichen Schwester noch gegönnt hatte.

Robert und Euryante wurden im Triumph nach dem herzoglichen Schlosse zurückgeführt und hier mit so viel Auszeichnung behandelt, wie es Mitglieder so vornehmer Familien, als woraus sie stammten, erwarten konnten; nur bekamen die Feste, die ihnen zu Ehren angestellt wurden, durch die Trauer, worin der herzogliche Hof sich befand etwas düsteres, was zu der freudigen Stimmung, des wiedervereinigten Paares nicht recht passen wollte. Aber wohin sollten sie sich begeben, um sich in Ruhe ihres Glückes zu freuen? Die Grafschaft Poitou war im Besitze des Grafen von Forest, und um sie wieder zu erlangen, war entweder ein langwieriges gerichtliches Verfahren nothwendig, oder, wenn Robert sich des kurzen Weges der Selbsthülfe bedienen wollte, die unter Ludwig dem Dicken fast zur Regel geworden war, so fehlte es ihm an Geld und Mannschaft. Zwar hatte ihm der Herzog von Clermont schon beides angeboten,

Digitized by Google

aber dieß mochte Robert um so weniger annehmen, als der Herzog sein Land durch kaum geendigte Fehden schon sehr bedrückt hatte.

Aus dieser Verlegenheit wurde unser Ritter indeß bald durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen gerissen. Eines Abends traf nämlich ein junger Knappe des Grafen von Aloſt in Clermont ein, und brachte von seinem Herrn, der sich am Hofe Ludwigs des Dicken befand, eine Botschaft an den Herzog, die folgendermaßen lautete:

„Der Graf von Aloſt, Ihr Vetter, sendet mich, um Ihnen mitzutheilen, daß der Graf von Montfort, Ihr beiderseitiger Verwandter, einen heftigen Zank mit dem Grafen von Foreſt und Poitou gehabt habe, worin ersterer dem letztern die niedrige Art vorwarf, wie er die Grafschaft Poitou in seinen Besitz gebracht hätte. Es wäre zu Thätlichkeiten gekommen, wenn der König dieß nicht verhindert hätte; dagegen erlaubte er ihnen ein Turnier, woran die Verwandten beider Parteien Theil nehmen könnten. Durch solche Kämpfe, meinte der König, würde der Adel in den Waffen geübt, ohne das Volk so hart zu bedrücken, wie bei langwierigen Fehden; er wolle selbst bei dem Kampfe zugegen seyn und die Königin Adelaide werde den Sieger mit eigner hoher Hand bekränzen. Die Grafen von Foreſt und

Montfort nahmen diesen Vorschlag bereitwillig an, und mein Herr rüstet sich schon zum Turnier, und hofft sie gleichfalls dort zu treffen."

Man kann sich leicht denken, wie froh Robert war, daß sich ihm eine so schöne Gelegenheit darbot, den Grafen von Foreſt zu bestrafen. Nach sechs Tagen wollte der Herzog, Robert und zwölf der Barone des Herzogthums, nach Montargis abreisen, wo das große Turnier statt finden sollte.

Die kurze Zeit, welche Robert noch bei Enryante in Clermont zuzubringen hatte, verfloß in Erzählung ihrer Leiden, die häufig von beiden Seiten durch Betheurungen ihrer ewigen Liebe, die jetzt freilich als sehr überflüssig erschienen, unterbrochen wurden. Als Robert bei einer solchen Gelegenheit seiner Verlobten die Hand küßte, bemerkte er, daß ihr jener Saphirring fehlte, der auf so wunderbare Weise in seinen Besitz gelangt war. Er that, als sey er erschrocken und fragte: „Wo hast Du den Ring gelassen, den ich Dir an unserm Verlobungstage schenkte?" — „Ach!" antwortete sie seufzend, „durch ein sonderbares Unglück bin ich darum gekommen. Ich war..." und jetzt wollte sie den ganzen Hergang der Geschichte erzählen, aber Robert konnte sich nicht so lange gedulden, und bat sie blos auf die Frage zu ant-

Digitized by Google

worten, ob sein Geschenk denn unwiederbringlich verloren sey? „Ja," meinte sie, „den Ring werde ich schwerlich wiedersehen; eine Lerche hat mir ihn geraubt." Da lächelte Robert, zog triumphirend den Ring hervor und steckte ihn seiner holden Braut zum zweitenmal an den Finger. Robert mußte jetzt erzählen, durch welchen glücklichen Zufall er denselben wieder erhalten, aber er sagte nichts von den Abentheuern, die der Lerchenjagd vorhergegangen; wahrscheinlich hatte er die schöne Prinzessin Euglantine, Florette und die hübsche Bürgerstochter in Chalons sämmtlich längst vergessen, denn wir können unmöglich glauben, er habe seiner treuen Euryante wirklich etwas zu verhehlen gehabt.

Nach Verlauf der sechs Tage reiste der Herzog, Robert, zwölf Ritter, Euryante und einige Damen, die sie begleiteten, nach Montargis ab. Sie trafen in Moret mit anderen Häuflein, die auch zur Partei des Grafen von Montfort gehörten, zusammen und zogen im feierlichen Zuge, jedoch die Ritter mit verschlossenem Helm und die Damen dicht verschleiert, in die einstweilige Residenz ein. Am folgenden Tage musterte der König die Truppen beider Parteien, nahm ihre Turnierwaffen in Augenschein und ließ sie schwören, in dem Kampfe keine andere zu gebrauchen, als solche

Digitized by Google

stumpfe, welche die damalige Turniersprache mit dem Namen armes courtoises bezeichnete. Als die Königin Adelaide durch die Reihen ritt, verlor sie, gerade als sie bei dem Häuflein des Herzogs von Clermont war, eine Reiherfeder von ihrem Hute: Robert schwang sich leicht vom Pferde, hob die Feder auf und sagte der Fürstin: „Erlauben Sie mir, große Königin, daß ich meinen Helm mit diesem Zeichen schmücke; ich hoffe, Sie werden es stets auf dem Wege der Ehre erblicken.“

„Behaltet es, Ritter,“ versetzte die geistreiche Adelaide, „denn wenn ich gleich nicht weiß, wer Ihr seyd, so bürgt mir doch die Gesellschaft in der Ihr Euch befindet, dafür, daß Ihr meinem Geschenke keine Schande machen werdet.“

Das ganze Fähnlein, welches unter des Herzogs von Clermonts Anführung gekommen war, verneigte sich bei diesem Complimente, und Robert bestieg wieder sein Roß nachdem er die Feder mit seinen Lippen berührt und an seinen Helm geheftet hatte.

Am andern Morgen verkündigte Trompetenschall mit Anbruch des Tages den Anfang des Turniers. Eine ungeheure Menge Zuschauer hatte sich versammelt, Ludwig und Adelaide saßen auf einem Balkon und die Damen nahmen zu beiden Seiten

Digitized by Google

lange Gallerien ein. Nur Euryante hatte nicht gewagt zu erscheinen, denn sie fürchtete, der Graf von Foreſt oder ihr Oheim der Graf von Montfort möchte sie erkennen und alsdann glaubte sie ihren Geliebten von der Hinterliſt des tückiſchen Räubers seiner Staaten keinen Augenblick mehr ſicher.

Dergleichen große Turniere, wie das gegenwärtige eins war, beſtanden eigentlich aus lauter einzelnen Zweikämpfen. Die Hauptperſonen, deren Fehde auf dieſe Weiſe ausgefochten wurde, ſtellten ſich einander gegenüber, und jeder der Mitkämpfenden wählte ſich ſeinen Gegner, wie er ſich an Kräften oder an Rang dieſem oder jenem der feindlichen Ritter gleich dünkte. Robert hatte ſich einen Platz neben dem Grafen von Montfort, dem Foreſt als Kämpfer gegenüber ſtand, ausgebeten, in der Hoffnung durch irgend ein zufälliges Ereigniß Gelegenheit zu bekommen, mit ſeinem unverſöhnlichen Feinde eine Lanze brechen zu können. Obgleich dieß kein Kampf auf Leben und Tod war, und nur ein ſolcher Roberts gerechtes Rachegefühl befriedigen konnte, ſo fand er doch ſchon eine vorläufige Genugthuung darin, ihn ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen.

Unſer Ritter wurde in ſeiner Hoffnung nicht getäuſcht; kaum hatte der Graf von Montfort ein Paar Gänge gemacht, ſo riß ſeinem Pferde der Bauchriemen, und er war genöthigt, ſich hinter

Digitized by Google

die Linie der Kämpfenden zurückzuziehen, um den Schaden wieder ausbessern zu lassen. Robert, der seinen ersten Gegner schon aus dem Sattel gehoben hatte und gerade unbeschäftigt war, gönnte dem Grafen von Forest die Ruhe nicht, welche das Abtreten Montfort's ihm zu versprechen schien, sondern benutzte seine Unthätigkeit, um ihn aufzufordern, eine Lanze mit ihm zu brechen, was jener nicht mit Ehren ablehnen konnte. Die beiden Kämpen stürzten wüthend auf einander ein. Forest traf Roberts Schild, aber dieses war glücklicher Weise so stark, daß die feindliche Lanze daran zersplitterte; Euryantens Geliebter hingegen war glücklicher, er hob seinen Gegner durch einen Stoß in's Visir aus dem Sattel und streckte ihn in den Sand. Seines besiegten Feindes Helm reichte er der Königin Adelaide als eine Spolie, die er, wie er sich ausdrückte, der entflammenden Kraft ihrer Feder verdanke, auf den Balkon hinauf. Die zartfühlende Fürstin sagte aber, sich zu ihrem Gemahl wendend: „Solche Geschenke, Sire, gebühren Ihnen mit größerem Rechte als mir, und dieser Ritter verdient es sicher, daß Sie sie nicht verschmähen.“ Der König nahm den Helm huldreich an und überreichte dem Sieger dafür eine goldene Halskette, die dieser künftig, wie den Reiher von der Königin, bei hohen Festen niemals anzulegen vergaß.

Digitized by Google

Nachdem die Parthei des Grafen von Foreſt ihr Haupt verloren hatte (denn war ein Ritter einmal in den Sand geſtreckt, ſo war er für den ganzen Tag vom Kampfe ausgeſchloſſen), nahm ſie immer mehr und mehr an Zahl ab: viele wurden gefangen genommen, viele entwaffnet, und dadurch wurde die Uebermacht des Grafen von Montfort bald ſo groß, daß der König ſeinen Stab vom Balkon herab unter die Kämpfenden warf, zum Zeichen, daß das Tournier zu Ende ſey. Welche Parthei geſiegt habe, darüber konnte kein Zweifel obwalten, aber außerdem hatten die Kampfrichter noch einen Ritter zum „erſten Kämpen“ zu ernennen, dem ein beſonderer Ehrenpreis ausgeſetzt war. Da hierzu gewöhnlich der Anführer der ſiegreichen Parthei auserſehen wurde, dieſer aber dießmal durch einen unglücklichen Zufall verhindert worden war, ſich beſonders auszuzeichnen, ſo waren die Richter einen Augenblick in Verlegenheit, wem ſie dieſe Ehre zuerkennen ſollten. Jedoch ſiegte die Meinung derer, welche mit Hintanſetzung herkömmlicher Gewohnheit dem wirklich Tapferſten auch den Preis beſtimmten, und dieß war ohne Zweifel der Ritter mit der Reiherfeder, welcher denn auch aus Adelaidens Hand den Lorbeerkranz empfing.

Am folgenden Tage war ein großes Banquet bei Hofe, zu welchem alle Ritter, die am Turniere Theil genommen hatten, eingeladen waren. Die

Parthei des Grafen von Montfort führte sieben maskirte Damen zum Feste, von denen eine mit besonderer Auszeichnung behandelt und von Roberten begleitet wurde, der dießmal übrigens weder Reiherfeder noch goldene Kette trug, und daher unter den übrigen Rittern, die alle ihren Helm geschlossen hatten, schwer als der Sieger des gestrigen Turniers zu erkennen war.

Als Ludwig und Adelaide in den großen Thronsaal traten, waren sie sehr überrascht, die Ritter gepanzert und die Damen maskirt zu sehen. Der König ließ den Grafen von Montfort zu sich rufen, und fragte ihn, was dieses geheimnißvolle Wesen zu bedeuten habe? „Wir hoffen," antwortete der Graf, „Ew. Maj. werden erlauben, daß sich keiner von unserer Parthei eher zu erkennen giebt, als bis der Graf von Foreſt anwesend ist. Sobald er erscheint, wird der Grund unserer Bitte klar werden."

Der König bewilligte gern eine Bitte, von der er freilich nicht wußte, worauf sie abzielte, aber der Name Montforts war ihm Bürge, daß die Ritter nichts im Sinne hatten, was mit Pflicht und Ehre stritt.

Endlich erschien Foreſt mit einem wenig zahlreichen Gefolge, denn den mehrsten seiner Ritter war im Turniere so zugesetzt, daß sie nicht im Stande waren, das Zimmer zu verlassen. Die

zarte Eurydante konnte den Bösewicht, der sie treuloserweise um ihren Geliebten und um ihren guten Ruf gebracht hatte, nicht ansehen ohne zusammenzufahren; sie klammerte sich fest an Robert an und ohne diese Stütze hätte sie nicht vermocht, sich aufrecht zu erhalten. Roberten selbst ward es schwer, seinen Zorn in der Königs Gegenwart zurückzuhalten; indessen näherte er sich zuvörderst ehrerbietig dem König und sprach: „Sire, ich bin Ihr Lehensträger; als solcher bitte ich um Gerechtigkeit und der gerechteste König, der je regierte, wird mir sie nicht verweigern.“ Darauf sich zum Grafen von Forest wendend, rief er mit lauter Stimme: „Graf, ich beschuldige Euch der Treubrüchigkeit, des Verraths und der Verläumdung, Ihr seyd auf einen Kampf auf Leben und Tod gefordert.“

Forest mochte wohl ahnden, mit wem er es zu thun hatte und war äußerst betroffen, aber ein solcher Schimpf, der ihm im Angesicht des ganzen Hofes und einer auserwählten Zahl von Rittern gethan war, hätte selbst den Feigsten erbittern müssen. Forest hatte sich indessen so sehr in der Gewalt, daß er sich eine Art aussann seinen Feind noch mit Worten zu kränken, ehe er sich auf einen Waffenkampf einließ. „Wer wagt es,“ lautete seine Antwort, „die Ehre eines Pairs von Frankreich anzutasten? Gieb Dich zu erkennen, Fremd-

Digitized by Google

ling, denn mein Rang erlaubt mir nicht, mich mit einem gemeinen Abentheuerer zu messen, wie Du einer zu seyn scheinst."

Robert wollte schon das Visir aufheben, um seine Ebenbürtigkeit darzuthun, als der Graf von Montfort hervortrat und erklärte, er und der Herzog von Clermont bürgten dafür, daß der unbekannte Ritter dem Grafen von Foreſt an Geburt wenigstens nicht nachstehe. Diese Bürgschaft überhebt den Ritter aller weitern Beweise, entschied der König, und ich würde den Grafen für eine Memme halten, würde er noch anstehen, die Forderung anzunehmen."

Stumm vor Aerger, über seinen mißlungenen Versuch, den Unbekannten sogleich seine Ueberlegenheit an Rang und Macht fühlen zu lassen, entfernte sich der Graf, um sich zu wappnen, während der König und sein Hof sich mit Roberten auf den geräumigen Schloßplatz begaben, wo der Zweikampf vor sich gehen sollte. Es währte nicht lange, so bezeichnete ein düsteres Gemurmel des zahlreich versammelten Volkes die Ankunft von Roberts Gegner, der zu jedermanns Erstaunen zu Fuß und nur mit Streitaxt und Dolch bewaffnet erschien, was bei weitem die ungewöhnlichere Art zu kämpfen war. Es mochte sein Nachtheil des Tages zuvor Schuld daran gewesen seyn, daß er das Recht, die Waffen bestimmen zu

dürfen, sich auf diese Weise zu Nutze zu machen suchte, denn bei dem Fußkampfe kam es weit mehr auf Körpergröße an, als beim Turniere, wo die Reitkunst gewöhnlich den Ausschlag gab. Forest war groß und stark, aber es fehlte ihm an der Behendigkeit und Leichtigkeit, die Euryantens Geliebten schon bei mehr als einer Gelegenheit den Sieg verschafft hatte.

Robert wurde vom Herzog von Clermont, und Forest vom Grafen von Briare in die Mitte des Kampfplatzes geführt, und so wie die Herolde das Zeichen zum Angriffe gaben, stürmten die beiden Kämpfer mit der größten Wuth auf einander ein. Robert wurde zwar anfangs mehrmals getroffen, aber seine Wunden waren nur unbedeutend, da er seines Gegners Hiebe wenigstens zum Theil mit dem Schilde aufgefangen hatte; dagegen gelang es ihm endlich Forests Visir zu zerhauen und ihm eine gefährliche Kopfwunde beizubringen. Obgleich das Blut dem verwundeten Grafen stromweise über die blanke Rüstung herabfloß, setzte er den Kampf muthig fort, aber endlich ließ er den ermatteten Arm sinken und ein wohl angebrachter Hieb, den Robert ihm mit der stumpfen Seite der Streitaxt auf den Arm versetzte, entwaffnete ihn. „Ergieb Dich Verräther, und bekenne Dein Verbrechen!“ brüllte ihm der Ritter entgegen, indem er ihm den Helm entriß.

Aber schon konnte dieser keinen Laut mehr von sich geben; gräßlich entstellt durch seine Wunde, antwortete er nur mit schweren Seufzern, in welchen sich die Angst seiner Seele Luft zu machen suchte.

Doch wir wollen uns die Freude des vollständigen Sieges, den Tugend und treue Liebe endlich über Arglist und Verrath davon trug, nicht durch den gräßlichen Anblick dieses Verbrechers in seinem letzten Augenblicke verkümmern. Wir wenden unsere Blicke noch einmal auf die reizende Scene, die Roberts und Euryantens Glück uns darbietet.

Kaum war es nicht mehr zweifelhaft, daß Robert Sieger bleiben werde, so war es Euryanten schon unmöglich, ihre Freude noch zurück zu halten. Sie riß die Maske vom Gesicht und rief ihrem Geliebten vom Balkon herab die Worte entgegen: „O, wir werden doch noch glücklich werden, der Himmel ist unserer Liebe günstig!“ Als Robert seinen Helm abnahm, wurde er von den Rittern seiner Parthei mit einem Jubelruf begrüßt, und viele von denen, die Tags zuvor gegen ihn gestritten hatten, stimmten aus voller Seele in die allgemeine Freude ein, da sie in dem siegreichen Ritter ihren alten Lehensherrn erkannten, den sie so ungern mit dem Grafen von Foreſt vertauscht hatten. Noch ehe er die Gefühle seiner Dankbarkeit für diese Zeichen der Freundschaft und Ver-

Digitized by Google

ehrung, die sein Herz zu gleicher Zeit rührten und erquickten, hatte an den Tag legen können, umfingen ihn die schlanken Arme Euryantens und ihre feurigen Küsse verkündigten ihm, daß die selige Zeit ihrer völligen Vereinigung, die sie sich schon vor Jahren so nahe geträumt hatten, jetzt nicht mehr ferne sey.

Das geräuschvolle Hofleben konnte indessen der gegenwärtigen Stimmung ihrer Herzen nicht zusagen. Nach des Königs Wiedereinsetzung der alten gräflichen Linie von Poitou in ihr Erblehen und nach seiner Zustimmung zu der Verbindung dieses traulichen Paares, begaben sich Robert und Euryante ungesäumt nach Poitiers zurück, wo die entlarvte alte Heuchlerin, die Goudree, sich inzwischen selbst entleibt hatte.

Durch seine erste jugendliche Unbesonnenheit gewitzigt, genoß Robert fernerhin sein Glück im Stillen, ohne mit der unwandelbaren Treue seiner Gattin zu prahlen. Wer sein Glück sicher besitzen will, darf nie damit großthun; was viele wünschen, genießt niemand mit Ruhe, jede Kleinigkeit macht den Besitzer argwöhnisch und unsere Geschichte zeigt, daß selbst ein unbedeutendes Veilchen dem edelsten Manne den Frieden seiner Seele rauben kann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YA 00452

Digitized by Google